Falk Urlen

Eine Kindheit in Landsberg

Für Paula

Falk Urlen

Eine Kindheit in Landsberg

Konzeption, Satz, Gestaltung: Falk Urlen

Alle Rechte vorbehalten, Nachdruck und/oder Vervielfältigungen sind nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Urlen-Verlag, Kassel

verlag@urlen.de

URLEN-VERLAG

Inhaltsverzeichnis **Seite**

Vorwort		4
1	Vorbemerkungen	5
2	Erste Erinnerungen	6
3	Wurzeln in Schlesien	7
3.1	Die Ahnen meines Vaters	7
3.2	Großeltern Klara (geb. Bleil) und Julius Jaursch	7
3.3	Vater Werner Urlen, geb. Jaursch	8
3.3.1	Kindheit und Lehre, Gesellenzeit, Meisterschule und Studium	8
3.3.2	Gewerbelehrerpraxis und Eheschließung	10
3.3.3	Militärzeit	12
4	Wurzeln in Bayern und Niedersachsen	13
4.1	Maria und Adolf Kerner, die Großeltern	13
4.1.1	Jugend und Militärzeit	13
4.1.2	Beamtenlaufbahn	14
4.2	Meine Mutter	15
4.2.1	Kindheit und Jugend	15
4.2.2	Die Zeit in Kaishaim	15
5	Falk Urlen	17
5.1	Die Zeit von 1940 bis 1945	17
5.1.1	Frühe Erinnerungen	17
5.1.2	Besuch beim Vater in Klagenfurth	18
5.1.3	Die Zeit des erlebten Krieges	19
5.1.4	Eine jüdische Familie erhält "Asyl"	21
5.1.5	Einmarsch der Amerikaner	22
5.2	Nachkriegszeit	24
5.2.1	Großvater	24
5.2 1.1	Evakuierung	24
5.2.1.2	Der Großvater – Hilfsarbeiter bei den Amerikanern	24
5.2.1.3	Der Großvater wird entnazifiziert und pensioniert	29
5.2.2	Kindheit im "Häusl" am Ende der Pfettenstraße	32
5.2.2.1	Das Häuschen und das Organisieren	32
5.2.2.2	Holzbeschaffung	33
5.2.2.3	Schulbeginn	33
5.2.2.4	Schulweg	35
5.2.2.5	Kirche	35
5.2.2.6	Schule	36
5.2.2.7	Kleidung	37
5.2.2.8	Mein Vater	38
5.2.2.9	Kinderspiele	39
5.2.2.10	Der Galgen	42
5.2.2.11	Der Garten	44
5.2.2.12	Die Währungsreform	45
5.3	Die Zeit nach Landsberg	46
5.4	Wie ging es weiter	47
Nachwort		49
Hinweise und Internetlinks		50

Vorwort

Seit Jahrzehnten quälte mich die Frage, ob mein Vater ein SS-Scherge war oder ob er, wie die Mutter immer wieder behauptete, zwangsweise bei der Waffen-SS gelandet war. Das konnte ich im Rahmen der Vorbereitungen zu dieser kleinen Biografie endlich klären, weil ich die dazu vorliegende Urkunden und Lebensläufe zum ersten Mal näher in Augenschein nahm.

Jetzt, da ich als Pensionär Zeit habe, über die Vergangenheit nachzudenken, ordnete ich die Unterlagen, ergänzte den Stammbaum, es lagen genügend „Ariernachweise“ vor und ergründete, warum viele meiner Vorfahren, aber nicht alle, die in den dreißiger und vierziger Jahren lebten, „Nazis“ waren. Es ist interessant, leider auch oft verständlich, aus welchen Gründen man bei den Nationalsozialisten - freiwillig oder unfreiwillig - landete.

Interessant ist auch der Weg, den diese Menschen nach 1945 über die Entnazifizierung zurück in eine demokratische Gesellschaft gingen, bzw. wie sie durch die Spruchkammern der Entnazifizierung klassifiziert wurden.

Alles das erlebte ich, der ich am 09. Mai1940 in Landsberg geboren wurde, als Normalität und versuche nun aus der Sicht des Kindes meine fast immer schönen Jahre in Landsberg zu beschreiben, aber auch die weniger schönen Zeiten, die ich als Kind aber nicht so empfunden habe.

Ich sah hier aus dem Zug auf der Strecke nach Augsburg Menschen am Zaun in schwarz-weiß gestreiften Kleidern, barfüßige Menschen, die zweirädrige Karren über den Marienplatz zogen, den herrlich mit Fahnen geschmückte Hindenburgring im April, sah den roten Schein über Augsburg und München, amerikanische Panzer vor unserem Haus und nette „Amis“, Evakuierung beim Bauern, erlebte „hautnah“ die Hinrichtungen im Kriegsverbrechergefängnis Landsberg mit. Schließlich wurde ich aus meinem Paradies vertrieben und landete im grauen Celle.

Ich wollte jetzt wissen, wie ich und meine Eltern überhaupt nach Landsberg kamen. Und das alles hat viel mit dem Nationalsozialismus zu tun - leider, andererseits gäbe es mich ohne diesen nicht - und wenn man es genau nimmt, gäbe es kaum einen in Deutschland nach 1933 geborenen Menschen als Individuum, hätte es die Nazis nicht gegeben.

Diese Erinnerungen schreibe ich für meine Enkelin Paula, aber auch für die Nachkommen der Familie Maria und Werner Urlen, für erwähnte Verwandte und für Menschen, die sich für den Inhalt interessieren, sei es, dass sie mit mir in Landsberg aufgewachsen sind oder dass sie wissen möchten, wie am Beispiel von zwei Einzelschicksalen der Nationalsozialismus und seine Organisationen Platz griffen.

1 Vorbemerkungen

Am 09. Mai 1940 hoben die auf dem neu erbauten Flugplatz Penzing bei Landsberg schwer mit Bomben beladenen Heinkel HE 111 ab und dröhnten über das Lechfeld in Richtung Frankreich, wo der Angriff der Deutschen am 10. Mai begann. War es dieser Höllenlärm, der bei Maria Urlen, geb. Kerner, die Wehen einleitete oder war es einfach an der Zeit - ein kleines hässliches Kind erblickte jedenfalls das Licht der Welt in der Wohnung seiner Großeltern in der Pfettenstraße 3 und es schrie und schrie und schrie. Vielleicht hatte es schon damals seine Wut über den Krieg so zum Ausdruck bringen wollen, ein Krieg, der sein Leben wie das so vieler anderer Menschen so grundsätzlich verändern und prägen sollte. Die Großeltern zumindest waren froh und glücklich.

So weit war ich im Sommer 2008 mit meinen Erinnerungen gekommen, ich hatte mich aber bereits im Internet kundig gemacht, sonst wüsste ich ja nichts von den Heinkel-Bombern. Ich recherchierte weiter, vor allem über die Menschen, die Ende der 40er-Jahre zweihundert Meter von unserem Häuschen in Landsberg entfernt, hingerichtet wurden (natürlich hinter Gefängnismauern) und deren letze Worte man auch schon einmal hörte und deren Särge auf von Häftlingen gezogenen Plattenwagen oder Lkw zum Friedhof gefahren wurden. Das alles berührte mich jetzt wieder so stark, dass ich nicht weiter schreiben konnte. Ich hoffe, dass ich vieles von dem in schlaflosen Nächten verarbeitet habe, und wage mich nun im Januar 2011 wieder daran. Auslöser war ein Film im Fernsehen über den Hungerwinter im Jahr 1946, an den ich mich noch gut erinnere, nur stark gehungert habe ich nicht, das machten die Großeltern und die Mutter für mich siehe Bild meines Großvaters auf S. 25). Aber jetzt alles der Reihe nach, wenngleich die Erinnerungen an die ersten Jahre gering sind bzw. durch die Brille der Großeltern oder der Mutter gefärbt sein werden.

2 Erste Erinnerungen

Meine ersten eigenen Erinnerungen an die Dienstwohnung der Großeltern in der Pfettenstraße (wahrscheinlich die Nr. 3) im ersten Stock war im Grunde das Gitterbettchen, das ich eines Tages sogar verlassen durfte, nachdem zwei Stäbe entfernt worden waren bzw. ich sie sogar selber entfernen konnte. Wahrscheinlich hörte man oft aus dem Luxusgut Radio Musik, besonders oft natürlich „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Die Fahne hoch“, vielleicht auch in anderer Reihenfolge, ich versuchte den Text irgendwie zu wiederholen, natürlich kein Wort verstehend. Weiter erinnere ich mich noch an einen Schnuller, auf dem Honig war; wie mir die Großmutter später erzählte, war das wohl das Werk von der Frau Steiniger, die unter uns wohnte und die einmal auf mich aufpasste. Vielleicht brachte sie damit den kleinen Schreihals zur Ruhe. Später stellte sich heraus, dass ich die Muttermilch nicht vertrug. Man fütterte mich von nun an mit der neu auf den Markt gekommenen „Aletemilch“ und dem „Zwieback“, den meine Großmutter nach einem Rezept meines Großonkels, der in Regensburg Konditormeister war, anfertigte. Dieser Teig wurde gebacken, bis er so fest wie ein Plätzchen war, mit der Kuchenrolle zerbröselt und mit warmer Milch vermischt und dann von mir aus dem Fläschchen getrunken - sehr lange. Da wurden wohl die ersten überflüssigen Fettzellen gelegt, aber auf ein wohlgenährtes Kind waren die Eltern in diesen Zeiten auch sehr stolz. Inzwischen hatten mich die Großeltern heimlich evangelisch taufen lassen, mein Großvater war ja Kirchenvorstand. Das war für meinen Vater als Soldat in der Waffen-SS auch ganz praktisch, so hatte er nichts damit zu tun, wenngleich er natürlich nach dem Krieg bei seiner Entnazifizierung das als Beweis seiner Unschuld angab

Eigentlich hätte ich ja in Breslau zur Welt kommen und aufwachsen sollen, hier teilten sich meine Eltern eine Wohnung in einem Wohnhaus in direkter Nähe zur Eisenbahn (Höfchenstraße), ungefähr einen Kilometer westlich des Hauptbahnhofs, mit einem älteren Ehepaar, das auf dem Balkon Kaninchen hielt. Die streichelte ich immer gerne. Diese Wohnung war mit der „Aussteuer“, die meine Mutter mitbekam, eingerichtet worden. Das Wichtigste dabei war natürlich das Standessymbol Klavier, auf dem meine Muter leider nie spielte. Leider habe ich meine Probleme mit Musikinstrumenten wohl von ihr geerbt. An den Aufenthalt in dieser Wohnung erinnere ich mich kaum noch, wir waren da wahrscheinlich auch immer nur, wenn mein Vater Urlaub hatte. Ich muss noch sehr klein gewesen sein, da wurde ich einmal von meinem Vater "verhauen", weil ich zum Einschlafen intensiv schrie. Vielleicht war das damals so üblich. Er hat mich später immer wieder geschlagen, bis ich mich wehren konnte. Aber wahrscheinlich war auch das damals so üblich.

Ich wundere mich überhaupt, wie man sich noch an Dinge im Kleinkindalter so gut erinnern kann. Ich sehe da einfach die Bilder vor mir, wie es vor fast 70 Jahren gewesen war, aber punktuell immer nur Bilder solcher Vorkommnisse, die für mich als Kind im Augenblick von besonderer Bedeutung waren.

Einmal sah ich in der Breslauer Wohnung vom Balkon und sah unter mir Dampfloks und Züge vorbeifahren, also war die Wohnung sehr nahe an den Schienen, und als

ich vor einigen Jahren Breslau besuchte und auf Spurensuche war, musste ich feststellen, dass alle Häuser entlang der Trasse total weggebombt waren – unsere Wohnung samt Aussteuer mit dem Klavier (die leichteren Sachen hatte meine Mutter bereits heimlich nach Landsberg gebracht). Einmal klingelte ein großer Schutzmann mit Tschako (die damalige helmartige Kopfbedeckung), weil die Verdunkelung Lücken hatte. Ein anderes Mal spielte ich auf dem Hof mit anderen Kindern, wir machten einen Kreis und ich fragte etwas und bekam eine unerwartete Antwort: „A..loch!“ Da war ich zutiefst geschockt. Ich glaube, ich habe hier nie wieder mit anderen Kindern gespielt. Glück hatte ich, als ich auf dem Sitz in einer Straßenbahn kniend eine vorbeifahrende mit der Hand ins Fenster greifen wollte, was meine Mutter aber noch rechtzeitig bemerkte.

3 Wurzeln in Schlesien

3.1 Die Ahnen meines Vaters

Mein Vater war 1909 als Werner Horst Günther Jaursch zur Welt gekommen und hatte eine ärmliche Jugend in den Kriegs- und Nachkriegsjahren des Ersten Weltkrieges, wer kaufte da schon Ledermöbel.

Sein Vater und dessen Vorfahren stammten aus der Lausitz, einem Gebiet nördlich von Breslau, das sich bis zum Spreewald erstreckt. Ein Gebiet, in dem auch viele „Wenden“ wohnten und wohnen. Die Wenden besiedelten vom 7. Jahrhundert an große Teile von Nord- und Ostdeutschland und werden auch als Elbslawen bezeichnet. In der DDR setzte sich später der Name „Sorben“ für die Slawen in der Lautsitz durch. Wahrscheinlich hat also der Name „Jaursch“ slawische Wurzeln. In den Urkunden wird er auch unterschiedlich geschrieben: „Jauersch“, „Jaurisch“. Er soll abgeleitet sein von „jawor“, der slawischen Bezeichnung für Ahorn, speziell dem Bergahorn, der in Schlesien und Österreich auch „Urle“ genannt wird.

Die Vorfahren der schlesischen Großmutter Klara „Bleil“ stammten auch alle aus diesem Gebiet, hatten aber deutschstämmige Namen (Lehmann). Die Berufe der gesamten Linie waren in der Landwirtschaft angesiedelt: Kleinbauern, Schäfer, Knechte, Kutscher („hochherrschaftliche“ natürlich), einer hatte es sogar zum Dorfschulzen gebracht.

Ein slawischer Nachname war aber spätestens ab 1933 nicht mehr unbedingt das, was für einem „guten“ Nazi förderlich war, denn Slawen waren nach der neuen Weltanschauung und Rassenlehre eher „Untermenschen“. Wie kam man aber zu einem anderen Namen? Dazu später!

3.2 Großeltern Klara (geb. Bleil) und Julius Jaursch

Die Breslauer Großeltern (*Pisarz, Paul, Tapeziermstr., XIII, Sadowastraße 69, II., T. 33922),* so gefunden im Internet im Breslauer Adressbuch von 1941), wohnten ungefähr 500 Meter weiter in Richtung Bahnhof und betrieben in der Höfchenstraße ein handwerkliches Polstergeschäft für Ledermöbel der gehobenen Klasse. Gegründet hatte dieses Geschäft Großvater Julius Jaursch, der 16 Jahre älter als die Großmutter war, Geboren war er 1862 und soll immer etwas kränklich gewesen sein. Sein

Beruf war Tapeziermeister, ein Beruf, der viel mit Staub zu tun hatte, der entstand, wenn man das Polstermaterial durch Zupfen aufbereite. Rosshaar und Seegras wurden in langen Zöpfen angeliefert und mussten zuerst mit den Händen solange gerupft werden, bis man die einzelnen Fasern wieder so gelockert hatte, dass die Polsterfüllung voluminös wurde. Auch ich musste diese Arbeiten noch durchführen, wenn mein Vater für die Familie oder Bekannte besondere Polstermöbel anfertigte. Es löste sich dabei sehr viel Staub, der sogar zu einer Staublunge führen konnte. Mein Vater meinte, dass das Asthma, an dem er litt, hier seine Ursache gehabt haben könnte.

Großvater Paul starb 1919 und ließ die Großmutter auf dem Sterbebett versprechen, den einzigen Sohn auf keinen Fall zur Oberschule zu schicken, woran sie sich auch hielt. Wahrscheinlich dachte man damals noch intensiv in „Klassen“ und der Vater befürchtete wohl auch, dass ein Kind mit Abitur, statt das Geschäft des Vaters weiterzuführen, lieber ein „Studierter“ werden würde. Damals war mein Vater 9 Jahre alt. Das Leben - vor allem das Geschäft - musste weitergehen, hier brauchte man wieder einen Meister, so warb Tapeziermeister Paul Pisarz um meine Großmutter und ihren Meisterbetrieb, heiratete sie 1923 und das Leben ging weiter.

In der Zwischenzeit hatte die Großmutter das Geschäft alleine weitergeführt - was für eine Leistung, sie war eine Geschäftsfrau durch und durch! An den „Großvater“ Paul habe ich nur noch die Erinnerung, dass er Elastolinsoldaten, mit denen ich spielte und die immer wieder umkippten, mit einer Feile zum Stehen brachte. Wie mir die Landberger Großeltern erzählten, war Paul Pisarz der stolzeste Großvater der Welt, der auch nicht widersprach, wenn man mir eine Ähnlichkeit mit ihm nachsagte.

3.3 Vater Werner Urlen, geb. Jaursch

3.3.1 Kindheit und Lehre, Gesellenzeit, Meisterschule und Studium

Mein Vater besuchte also die Realschule, machte das „Einjährige“ (heute sagen wir Mittlere Reife, vor dem Ersten Weltkrieg brauchte man mit diesem Abschluss nur ein Jahr zum Militär, die Volksschüler dienten zwei Jahre – daher stammte noch der Name, man verwendete ihn bis in die 50-er Jahre). Danach begann er eine Lehre zum Polsterer und Tapezierer bei seinem Stiefvater, was sehr konfliktreich verlaufen sein soll, wie man es sich auch denken kann. Die Großmutter hatte all ihre Liebe dem Sohn gegeben und soll ihn auch intensiv „verhätschelt“ haben, wodurch zwischen Mutter und Sohn eine sehr enge Bindung entstand, man kann vielleicht auch sagen, dass aus ihm ein „Muttersöhnchen“ wurde. Freizeitbeschäftigung war das Fahrradfahren im Fahrradverein - zusammen mit seiner Mutter natürlich. Im Skifahren, damals alles neue Sportarten, brachte er es im Riesengebirge bis zur Teilnahme an Meisterschaften. Nach dem Lehrabschluss suchte er sich in der Rezession Arbeiten in Deutschland, wo immer er welche fand: in Schlesien, im Sudetenland, Hamburg und Frankfurt. So lernte er Land und Leute kennen, aber auch „neue politische Ideen“ und lernte dabei wohl auch, wer eigentlich am Schicksal Deutschlands schuld

war – das waren natürlich die Juden - und das glaubte er wahrscheinlich bis zu seinem Tod, wie er auch immer davon sprach, dass er Adolf Hitler als so etwas wie seinen Vater angesehen habe und ihn entsprechend verehrte. So war er bereits 1931 der NSDAP beigetreten, weil, wie er bei seiner Entnazifizierungseinlassung schrieb, er für Deutschland nur zwei Möglichkeiten sah, den Kommunismus oder den Nationalsozialismus, und unter Kommunisten wollte er nicht leben. Bei den Aussagen, die im Rahmen der Entnazifizierung gemacht wurden, sollte man aber immer skeptisch sein. Erst kurz vor seinem Tod 1991 sagte er einmal beiläufig, dass er jetzt glaube, dass die Demokratie doch die bessere Regierungsform sei - so lange hat das gedauert!

In vielen der Betriebe, in denen er arbeitete, muss ein immenser Druck geherrscht haben, der SA beizutreten, mein Vater gab diesem Druck nach, verließ sie aber 1939 wieder (wie so viele).

1936 ging er dann zur Meisterschule, die er mit gutem Erfolg absolvierte und die seine Mutter finanzierte. Er arbeitete danach als Meister in verschiedenen Betrieben, war zwischenzeitlich immer wieder längere Zeit arbeitslos. Während seiner Arbeitslosenzeit wohnte er in einem Wohnheime der SA in Frankfurt, erhielt hier Kost und Logis und führte als Gegenleistung Berufsförderkurse für andere Arbeitslose durch (geschickt, wie die das gemacht haben). Der Umgang mit Jüngeren und die Vermittlung seiner Kenntnisse machten ihm sichtlich Spaß und er entschied sich, Gewerbelehrer zu werden. Zum Studium in Berlin waren neben der Meisterprüfung in zwei Fächern Abiturwissen nachzuweisen, das erwarb er sich im Fernstudium. Das Studium dauerte 4 Semester. Heute würde man von einer Fachlehrerausbildung sprechen. Hier wurde dann in ganz erheblichem Maße politisch indoktriniert, es gab einen eigenen Professor für nationalsozialistische Weltanschauung, bei dem mein Vater dann auch seine "wissenschaftliche Arbeit" schrieb: "Die Erziehung des Handwerkers zum politischen Berufstypus", mit vielen Abbildungen kerniger Handwerkergesichter. Wenn eine solche Arbeit 1937 geschrieben wurde, lässt das nichts Gutes ahnen, also las ich sie jetzt nach: So schlimm wurde es aber dann doch nicht, abgesehen von einer ganzen Menge Pflichtphrasen und –zitaten, aus Hitlers "Mein Kampf", Baldur von Schirach und ähnlicher Nazigrößen. In der DDR war es dann, zwar unter anderem Vorzeichen, wieder so. In seiner Arbeit verklärte er die mittelalterliche Handwerksordnung. Der Mensch sollte in seinem Beruf aufgehen und dabei auch immer "völkisch" denken, also nicht egoistisch auf Gewinnmaximierung achten, sondern freiwillig das tun, was für das Volk das Beste ist. Ziele waren der Lehrling, der stolz sein konnte, wenn er mit seiner "Erziehungsbeihilfe" das elterliche Budget aufbessern konnte; dann der Geselle, der auch noch auf Wanderungen (am besten in sauberem uniformähnlichen Gewand) sein Wissen vertiefen sollte bis er dann zum weisen und väterlich-kompetenten Meister Vorbild seiner Mitarbeiter wurde.

Im Laufe des Studiums zeigte es sich, dass er große psychische Probleme hatte, sodass er eine Psychotherapeutin aufsuchen musste. Vor Prüfungsangst hatte er einen „Nervenzusammenbruch“, heute würde man sagen: eine „akute Belastungsreaktion“,

da er den Anforderungen zunächst wohl nicht gewachsen war. Sicher kam er als tiefgläubiger Christ – wie er sich später einmal nannte – mit der neuen Weltanschauung doch nicht so ganz zurecht, obwohl oder gerade, weil er aus der Kirche ausgetreten war. Sein Glaubensbekenntnis war jetzt – wie bei vielen anderen Nationalsozialisten auch – „gottgläubig". Wie seine Psychiaterin feststellte, litt er sehr darunter, wenn er das auch nicht zugeben bzw. erkennen wollte. Sie schildert ihn in dem „Persilschein" (so wurden im Volksmund die Bescheinigungen von Nichtnazis genannt, die man für die Spruchkammen brauchte, um besser eingestuft zu werden) für die Entnazifizierung als infantil und leicht beeinflussbar, was sie aber vielleicht auch nur für die Entnazifizierungsspruchkammer so formulierte. Sie schreibt, dass sie ihn fast von den Überzeugungen der Nazis weggebracht hätte, aber als er sie einige Jahre später wieder besuchte, waren alle diese Überzeugungen wieder da. Sie diskutierte wieder intensiv mit ihm und wunderte sich nachträglich, warum er sie nicht der Gestapo gemeldet hat, obwohl das eigentlich seine Pflicht gewesen wäre. Die Psychiaterin schilderte auch, dass sie ihre Töchter nach der Machtergreifung durch die Nazis ins Ausland zum Studium gebracht hätte, um diese vor dem ihr widerstrebenden Gedankengut zu schützen. Sie selbst schrieb diesen „Persilschein" dann in Schweden, wohin sie wohl nach 1945 ausgewandert war. Im Endeffekt schaffte er aber alle Prüfungen mit guten Noten.

3.3.2 Gewerbelehrerpraxis und Eheschließung

1938 begann er in Breslau seine berufliche Laufbahn als Gewerbelehrer, hier absolvierte er sein „praktisches pädagogisches Jahr", heute würden wir sagen „sein Referendariat" und schrieb seine zweite wissenschaftliche Arbeit, die aber verschollen ist. Im Rahmen der DAF (Deutsche Arbeitsfront) arbeitete er außerdem ehrenamtlich für die Weiterbildung von Hitlerjungen, die im Handwerk tätig waren.

DAF in Wikipedia:

Die DAF wurde am 10. Mai 1933 durch die Übernahme der freien Gewerkschaften, ihres Vermögens und unter Abschaffung des Streikrechts gegründet und sämtliche Angestellten- und Arbeiterverbände angebunden. Mit dem „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit" vom 20. Januar 1934 wurde die Gründung legitimiert und im Oktober 1934 offiziell der NSDAP angeschlossen. Sie war nach dem Führerprinzip bis hinab zum Blockwart oder Blockwalter gegliedert, ihr Leiter war der Reichsorganisationsleiter der NSDAP Robert Ley. Die DAF bestand aus 18 Reichsbetriebsgemeinschaften (später reorganisiert in 16 Fachämter) und 33 Gauwaltungen bis Kriegsende 1945 und hatte 22 Millionen Mitglieder.

Natürlich war das eine Zwangsmitgliedschaft mit Zwangsbeiträgen, die direkt vom Lohn abgezogen wurden. Mein Vater wurde hier, wie in der SA, zum Oberscharführer ernannt, weil er eine Gruppe von jungen Handwerkern Zusatzausbildung vermittelte. Er schrieb aber später, dass das nur ein Ehrentitel war, er hätte weder in der SA noch in der Hitlerjugend eine Schar geführt, was immer eine Schar auch gewesen sein mag, wahrscheinlich war es eine Gruppe und der heutige Titel wäre wohl „Gruppenführer".

1938 lernte er meine Mutter auf dem Reichsparteitag in Nürnberg kennen. Ich erinnere mich noch, dass es davon Bilder gab. Es gab auch Fotos, wie mein Vater in SS-Uniform mit Totenkopf auf der Schirmmütze mit mir und meiner Mutter auf einem Sofa saß, leider sind alle diese Fotos verschwunden. Die Haushälterin meiner Mutter erzählte, dass sie kurz vor ihrem Tod einen Aktenvernichter kaufen musste, um dann unter ihrer Aufsicht sehr viel Material zu vernichten. Gab es da noch Geheimnisse - ich weiß es nicht, und wenn ja, ist es vielleicht besser, dass ich es nicht erfahren habe.

Natürlich dachte ich bis mir bis vor Kurzem nichts dabei, dass mein Vater 1938 eine Uniform an hatte, er war ja Soldat. Genauso wenige Gedanken machte ich mir über die Hochzeitsbilder meiner Eltern, auf denen mein Vater in Uniform und meine Mutter mit einem retuschierten Fleck links oben am Brautkleid abgebildet waren. Bei den Recherchen zu diesem Bericht aber stellte ich fest, dass mein Vater ja erst 1939, nach seiner Hochzeit, eingezogen worden war. Des Rätsels Lösung war dann, dass auch Parteimitglieder Parteiuniformen tragen konnten bzw. mussten, die auch mit entsprechenden Rangabzeichen versehen waren. Zum Parteitag durften männliche Parteimitglieder sowieso nur in Uniform kommen. Frauen mussten wohl als „Deutsche Mädels“ kommen, was meine Mutter – blond und blauäugig – auch tat. Da war mein Vater hingerissen, von der germanischen Rasse und dem „fälischen“ Gesicht. Seine Mutter sprach von ihr als „der Germanin“, wie meine Mutter einmal beiläufig erzählte. Und der Fleck auf ihrem Kleid war das mit weißem Buntstift übermalte Parteiabzeichen. Wenn ich mir aber ansehe, wie wenig mein Vater zu dieser Zeit verdient hat, kann ich mir gut vorstellen, dass es überaus praktisch war, in Parteiuniform zu heiraten. Das Hochzeitskleid meiner Mutter hatten ihre Eltern bezahlt. Auf der Heiratsurkunde unterschrieben beide dann mit dem neuen Namen „Urlen“. Die Mutter meines Vaters soll nach Aussagen meiner Mutter strikt gegen die Namensänderung gewesen sein, vielleicht war meine Mutter die treibende Kraft. Mein Vater dagegen schreibt in seinem „Wappenbrief“, dass sein Vater das schon immer so haben wollte. So bin ich an einen Namen geraten, den man schwer aussprechen bzw. verstehen kann, weil er einfach nicht organisch ist. In den Fünfzigerjahren gab es dann den „John F. Kennedy“, das fand ich gut; wegen der besseren Artikulation und weil alles, was aus Amerika kam, gut war, schrieb ich dann statt Falk-Dieter Urlen häufig Falk D. Urlen. In der Politik hätte mir sicher der Name Jaursch geholfen, denn erfahrungsgemäß erhalten die, die oben auf einer Listen stehen, mehr Stimmen, als die am Ende. Ich konnte mich aber auch so durchsetzen.

Mein Vater meldete sich dann als frisch verheirateter junger Mann als Kriegsfreiwilliger zur Wehrmacht, und zwar dort zur Luftwaffe, „weil man als Mann ohne Uniform in den Straßen von Frauen angespuckt wurde“ (so meine Mutter). Früher wollte er eigentlich einmal zur Kriegsmarine, dafür aber war er nicht tauglich, wegen Farberkennungsproblemen der Augen. Heute würde man sicher sagen, dass so etwas der Familie gegenüber verantwortungslos ist, damals aber war es vielleicht „völkisches Verhalten“. Vielleicht wollte er auch vorbeugen, zur Infanterie als „Kanonenfutter“ zu kommen, wenn er sich freiwillig zur Luftwaffe meldete. Aber auch so konnte er es nicht verhindern.

3.3.3 Militärzeit

Das Ganze ist vor dem Hintergrund seines so geliebten Berufs aus heutiger Zeit äußerst unverständlich, da er damals schon als „Älterer“ leicht „UK“, also „unabkömmlich“, hätte gestellt werden können. Gemustert wurde er dann zunächst in Breslau von der Wehrmacht, dann aber noch einmal von der Waffen-SS, die 1939 nach dem Polen-Feldzug gegründet worden war, zusammengestellt aus den schon bestehenden Organisationen: SS-Verfügungsdivision, SS-Totenkopfdivision und SS-Totenkopfverbänden (die die KZ-Bewachung stellten).

Wikipedia: *Die Waffen-SS wurde schließlich ab Ende 1939 aus heterogenen Teilen aufgebaut. Binnen weniger Monate wurde sie auf dreieinhalb Divisionen erweitert: die Verfügungsdivision, die später in "Das Reich" umbenannt wurde, die aus den Totenkopfverbänden hervorgegangene Totenkopfdivision mit zunächst 18.000 Mann und die aus Kräften der Ordnungspolizei gebildete Polizeidivision*

Von der SS-Musterungskomission wurde er als „SS-tauglich“ für die Infanterie eingestuft. Er legte dagegen Berufung ein, weil er ja zur Luftwaffe wollte - keine Chance. Man brauchte eben Infanteristen für ein in Breslau neu aufzustellendes Ersatzbataillon, und da kamen dann eben alle hin, die nicht gerade Feinde des Systems waren. Außerdem war es ja auch ehrenvoll, einer Elitetruppe anzugehören (die dann rücksichtslos verheizt werden sollte, wie es aus dem Wikipedia-Beitrag zur Totenkopfdivision hervorgeht).

Über diese Dinge wurde zu Hause nicht gesprochen. Als mein Vater, am Ende seines Lebens schon etwas senil, meinem Sohn stolz davon erzählte, dass er in der „Totenkopfdivision“ war, hörte das meine Mutter, und ging sofort dazwischen und stoppte das Gespräch.

Dabei: Wir nahmen natürlich jetzt erst recht an, dass er etwas mit den KZ-Wachmannschaften zu tun gehabt hatte. Hätte man uns die Zusammenhänge erklärt, hätten wir den Vater und Großvater evtl. anders gesehen, jedenfalls ohne die doch etwas quälenden Zweifel: „Hat er Dreck am Stecken?“ Verstärkt wurden die Verdächtigungen bzw. die Ängste noch dadurch, dass wir einmal, als wir mit dem Wohnwagen aus Usedom zurückkamen, das Hinweisschild auf das ehemalige KZ „Sachsenhausen“ sahen. Danach fuhren wir durch den Berliner Vorort Oranienburg. Das hatte ich so noch nie zusammenbekommen, denn manchmal hörte ich auch, dass mein Vater in Oranienburg war. Beim nächsten Berlinaufenthalt besuchten wir das ehemalige KZ, ich versuchte in der Bibliothek noch etwas zu erfahren, doch man beruhigte mich: In Oranienburg war eine Junkerschule mit vielen Lehrgängen, die Leute hätten mit dem KZ nichts zu tun gehabt. Unterlagen gäbe es keine mehr, denn bevor die Amerikaner kamen, verbrannte die SS sämtliche Unterlagen. Ich sprach meine Mutter darauf an und sie bestätigte das auch, erzählte aber, dass Himmler einmal das Lager besucht hätte und mein Vater in einer Gruppe angetreten war, an der er vorbei ging. Meiner Mutter erzählte er danach, dass er so kalte Augen noch nicht gesehen hätte und ihm dabei angst geworden wäre. Aber innerlich umschalten gelang ihm wohl nicht, der Glaube an die "Religion des Nationalsozialismus" war wohl stärker – einfach unverständlich. Aber was hätte er jetzt auch noch machen sollen.

Augen zu und durch! Und ganz ausgeschlossen war der "Endsieg" ja auch noch nicht.

Wie ich jetzt recherchierte, wurden die Totenkopfverbände, nicht die Division, im Hinterland zu sogenannten Befriedungs- und Säuberungsaktionen eingesetzt und taten ihrem Namen alle „Ehre“, aber gottseidank, ohne meinen Vater. Die Division wurde danach in Frankreich eingesetzt, vor allem bei den Kämpfen um Dünkirchen, später sicherte sie im Süden die Biskayaküste und die Demarkationslinie.

Mein Vater war im März 1940 zur Grundausbildung nach Arnheim in Holland eingezogen worden und im September wieder entlassen, „weil der Krieg gegen Frankreich so problemlos gelaufen ist“. Er arbeitete wieder als Gewerbelehrer in Breslau, Anfang 1941 sollte er aber schon wieder eingezogen werden, das geschah dann aber erst im März, weil er erst noch seine Klassen durch die Abschlussprüfungen bringen sollte. Danach wurde er zur Totenkopfdivision nach Südfrankreich befohlen. In dieser „Ruhepause“ wurde die Division neu aufgebaut, ausgebildet und trainiert, danach nach Danzig verlegt (welche Entfernung!) und marschierte am 24.06.1941 in Russland ein. Mein Vater machte als MG-Schütze mit (das Schlimmste, was ich mir vorstellen kann, schon wegen des schweren MG, das man mitschleppen musste - da spreche ich aus Erfahrung). Es war schon sehr schlimm, immer wieder erzählte er, wie bei einem Kameraden neben ihm plötzlich pulsweise das Blut aus dem Kopf quoll. Er selber erhielt im jetzigen Litauen im September 1941 einen Kopfdurchschuss, die Kugel durchschoss die Backe und trat hinter dem Ohr wieder heraus. Bestimmt war das sein Glück, er kam in ein Lazarett nach St. Ottilien in Bayern, wohl weil meine Mutter mit mir wieder bei ihren Eltern in Landsberg wohnte, Breslau empfand sie nicht als ihre Heimat und das Verhältnis zur Schwiegermutter war auch nicht das Beste. Dennoch war er sauer, als meine Landsberger Großmutter ihn zum „Heimatschüssle“ beglückwünschte. „Aufgrund des Verlustes von 80 % ihres Personalbestandes wurden die Reste der Division im Oktober 1942 zur Auffrischung wieder nach Südfrankreich verlegt“, so kann man es auch ausdrücken, wenn von den ursprünglich 18000 Soldaten über 14000 tot oder verwundet waren - "Für Führer und Vaterland“!

4 Wurzeln in Bayern und Niedersachsen

4.1 Maria und Adolf Kerner, die Großeltern

4.1.1 Jugend und Militärzeit

Meine Mutter war 1914 in Landsberg am Lech in Bayern als Soldatenkind zur Welt gekommen. Der Großvater, Adolf Kerner, wuchs in Hänigsen bei Hannover als Kind eines Maurers auf. Dieser war Häusling und Tagelöhner, er hatte also schon ein kleineres Grundstück mit Garten. In dieses Grundstück baute er sich in Eigenhilfe ein respektables Häuschen, welches auch heute noch steht, inzwischen natürlich erweitert und modernisiert worden ist. Er absolvierte eine dreijährige Lehre bei einem Dorfkapellmeister und wurde hier zum Trompeter ausgebildet, seine Spezialität war

das Waldhorn. Wie er erzählte, mussten ihm die Eltern ein Bett mitgeben, er wohnte bei seinem Meister, erhielt drei Jahre lang nur Bratkartoffel und saure Gurken und die Eltern mussten zusätzlich Lehrgeld bezahlen. Seine Lehre schloss er mit gutem Erfolg ab, als Musiker gab es in Hänigsen keine Zukunft - so bewarb er sich 1902 beim bayerischen Militär. Stationiert wurde er zunächst in Freising und dann in Landsberg bei der Kavallerie und fiel der Großmutter wohl als strammer Reiter auf, wenn die Kompanie durch Landberg marschierte und er hoch zu Ross musizierte. Die Großmutter war „Servierfräulein“ im Malteserbräu, das ihr Vater, der Braumeister Josef Hartmann, samt Gaststätte gepachtet hatte.

Geheiratet haben meine Großeltern 1910, sie mit 21, er mit 25 Jahren. 1914 war die Dienstzeit meines Großvaters vorbei, im Januar kam meine Mutter zur Welt. Dann aber kam der Krieg und die Dienstzeit meines Großvaters wurde automatisch um die Kriegszeit verlängert, in der er dann Meldetrompeter war - immer hoch zu Roß und nie verwundet. Er hielt Pferde für die intelligentesten Tiere der Welt und sprach immer wieder davon, wie ihm ein Pferd das Leben gerettet hat, indem er sich bei direktem Beschuss hinter diesem verschanzte, eine endlose Zeit lang, bis er den Rückzug antreten konnte.

Diese „Zwölfender“, wie man diese Soldaten nannte; denn sie hatten sich auf mindestens 12 Jahre beim Militär verpflichtet, hatten nun ein Anrecht darauf, dass sie in den Staatsdienst übernommen wurden. Viele wurden dann bei Post und Bahn untergebracht oder als Aufseher in den Gefängnissen. Die Großmutter aber wollte höher hinaus. „Willst Du denn ein Leben lang Aufseher bleiben?“ soll sie nicht nachgelassen haben, ihn zu fragen und zu drängen, dass er sich weiterbildet und an Prüfungen teilnimmt. Vielleicht habe ich daher mein Beharrungsvermögen bei Dingen, die meiner Meinung nach durchgesetzt werden sollten.

4.1.2 Beamtenlaufbahn

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden diese Soldaten zunächst in eine „informatorische Beschäftigung“ bei öffentlichen Verwaltungen untergebracht, er bei der Stadtverwaltung in Landsberg, von der er eine positive Beurteilung erhielt. Früh begann mein Großvater, sich durch Selbstunterricht fortzubilden, dazu hatte man 6 spezielle Bücher gekauft, die das Wissen enthielten, welches man als einfacher Beamter brauchte. Mein Großvater war 8 Jahre in eine einklassige Volksschule in Hänigsen zur Schule gegangen und erzählte immer wieder, wie der Lehrer durch Stockschläge auf den Handrücken (der Schüler natürlich) Disziplin hielt. Da gab es eine ganze Menge nachzuholen! U. a. beinhaltete das auch Kurzschrift und Französisch, und das alles im Selbstunterricht. Da gehört schon etwas dazu. Französisch war notwendig, weil das die internationale Sprache bei der Post war. Einige Brocken waren zwar bekannt, meine Oma rezitierte des öfteren den Spruch „Le böf: der Ochs, la wasch: die Kuh, fermelaport: Machs Türle zu“. Ein Lieblingsgericht hieß: Böflamot“ (Boeuf á la mode). Aber das reichte natürlich nicht.

1920 wurde er „Hilfsassistent bei der Verwaltung der Strafanstalt Aichach“ (eine Frauenstrafanstalt). Es kam dann Beförderung auf Beförderung. Er musizierte weiter, vor allem bei kirchlichen Veranstaltungen (zur Ehre Gottes, egal ob evangelisch oder

katholisch). Er leitete in Aichach den Gesangs- und Orchesterverein, in dem wahrscheinlich der ganze Ort Mitglied war, denn er studierte mit vielen Menschen, wie man auf einem Bild sieht, eine Operette ein, die erfolgreich aufgeführt wurde. Auf einem anderen Bild dirigiert er mehrere Chöre, die fast den gesamten Marktplatz von Aichach bevölkerten. Er muss da schon sehr gut gewesen sein.

Bereits 1924 hatte er die Prüfung für den mittleren Verwaltungsdienst mit „Gut" absolviert. Die Großmutter erzählte immer, wie viele seiner Kameraden sich – auch wegen Prüfungsangst – nicht trauten. Diese blieben dann eben „Aufseher", wie Justizvollzugsbeamte damals hießen, Bahnschaffner oder Briefträger.

Bereits 1933 trat man an ihn heran, dass er „Führer" eines Bezirksverbandes des „Deutschen Reichskriegerbundes Kyffhäuser und SARII" werden sollte, wobei die letzteren Buchstaben sicher etwas mit der SA zu tun haben mussten. Das aber lehnte er vehement ab: „Zuerst bin ich doch Beamter und dann erst kommen die Vereine". Im Antwortbrief schreibt ihm dann der, der ihn dazu bringen wollte: „Grüße bitte Deine lieben Angehörigen, von denen ich wohl am Samstag meine Gebührnisse erhalten werde (ich bitte heute schon um Deinen besonderen Schutz) und sei besonders Du herzlich gegrüßt". Na ja, meine Großmutter war wahrscheinlich schon Furcht einflößend, und das war gut so! Wie eine Löwin hat sie sich später schützend vor mich gestellt, als mein Vater mich schlagen wollte.

4.2 Meine Mutter

4.2.1 Kindheit und Jugend

Bis 1935 blieben die Großeltern in Aichach, meine Mutter verlebte dort eine schöne Jugend und wurde von den Eltern verwöhnt, vielleicht auch deswegen besonders, weil deren erstes Kind, auch ein Mädchen, nach dem Ersten Weltkrieg bei der damaligen weltweiten „Spanischen Grippe"-Epidemie verstorben war.

Weil es in Aichach keine weiterführenden Schulen gab, schickte man sie in ein Internat in einem Kloster bei Günzburg. Hier absolvierte sie die Mittlere Reife, sie lernte hier außer Englisch auch Klavierspielen, Kurzschrift und Maschineschreiben, was ihr bald zugutekommen sollte. Und weil es aufgrund der Weltwirtschaftskrise immer noch keine Arbeitsplätze gab, ging sie in Schrobenhausen noch ein halbes Jahr auf eine Hauswirtschaftsschule. Sie war also jetzt für die Zukunft ausgestattet. Längere Zeit blieb sie aber immer noch arbeitslos, wie viele ihrer Jahrgänge, Männer oder Frauen.

4.2.2 Die Zeit in Kaishaim

Der Großvater wurde 1935 zum Justizinspektor mit einem Jahresgehalt von 3550 RM befördert, dabei aber an das Zuchthaus in Kaisheim bei Donauwörth versetzt. In Donauwörth wurde eine Sekretärin beim Kreisleiter der NSDAP gesucht und meine Mutter wurde gefunden. Ich denke nicht, dass man jemanden genommen hätte, der nicht spätestens jetzt in die Partei eingetreten wäre. Aber das gab es bereits früher und auch später – überall und immer wieder. Namen aus der nicht so weit

entfernt liegenden Vergangenheit könnte ich nennen – das aber ist wohl auch menschlich und verständlich. Es spielte sicher auch noch eine Rolle, dass die Großeltern auf ihr mühsam erworbenes Beamtentum stolz waren , da gehörte es sich einfach nicht, „Sozi“ oder Gewerkschafter zu sein.

Die sechs Kilometer zur Arbeit fuhr sie mit dem „Radl“, welches die Eltern ihr gekauft hatten. Dazu sollte man wissen, dass das ein erhebliches Wertobjekt war, ein Fahrrad kostete ca. 70 Reichsmark, das war fast das Monatseinkommen eines Arbeiters, wie ich im Internet las. Mein Großvater verdiente demnach schon ganz gut. Eines Tages war das Radl aber weg und man fand es in der Donau wieder, das war natürlich ein Unglück. Große Angst hatte meine Mutter, wenn sie abends zurückfuhr und die Sirenen zu heulen begannen, das hieß, dass ein „Zuchthäusler“ ausgebrochen war. Passiert ist ihr aber nichts.

Dennoch war das Geld bei meinen Großeltern immer knapp, man sparte ja auf eine Aussteuer für die Tochter, wozu natürlich auch ein Klavier gehörte, wozu hätte sie sonst Klavierspielen lernen sollen. Der Großvater spielte in seiner Freizeit im städtischen Orchester, welches dann das Angebot erhielt, für die SA zu spielen. Voraussetzung war natürlich: SA-Mitglied werden und eine eigene Uniform kaufen. Meine Großmutter ermunterte den Großvater, Geld brauchte man für die Tochter. Das Teuerste an der SA-Uniform waren die braunen Stiefel, erzählte meine Großmutter immer wieder. Diese Stiefel kenne ich noch und sie wurden sicher nach dem Krieg schwarz gefärbt und gegen irgendetwas Nützliches getauscht. Jetzt hatte er einen regelmäßigen guten Nebenverdienst, denn am Wochenende wurde Musik gemacht.

So kam mein Großvater 1935 doch noch in die SA, was er eigentlich nie wollte. Er schrieb in seinen Einlassungen zur Entnazifizierung, dass der Druck in Kaishaim enorm gewesen sei, in die Partei einzutreten; denn der Chef des Gefängnisses und sein Stellvertreter hatten eine hohe Stellung in der Partei inne. Besonderer Druck soll von einer deren Frauen ausgegangen sein, die in den Frauenschaften (die Frauenorganisation der Nationalsozialisten) ein strenges Regiment führte. Später soll sich angeblich herausgestellt haben, dass diese eine sog. „Halbjüdin“ war.

Die NSDAP erreichte meinen Großvater aber doch noch. In einem dieser „Persilscheine“ schreibt ein Entlastungszeuge, wie es wohl damals in Kaisheim war:

Eidesstattliche Erklärung.

Auf Ansuchen des Herrn Adolf Kerner bestätige ich an Eides statt,dass er sich in Kaisheim nie politisch hervorgetan hat. Der aussergewöhnliche Terror,der in Kaisheim spez. für die Beamten des Zuchthauses in politischer Hinsicht herrschte,veranlasst dadurch,dass der Verstand des Zuchthauses Ober,Reg.Rat Liebwein Ortsgruppenleiter und stellv. Kreisleiter und der Oberlehrer des Zuchthauses Kreisleiter von Donauwörth war ist allgemein und auch der Spruchkammer in Donauwörth bekannt. Dies dürfte wohl auch der wahre Grund sein,dass bereits 1933 ca 90 % der Beamten des Zuchthauses Kaisheim ihren Beitritt zur NSDAP. erklärten und 1937 die noch abseitsstehenden,darunter auch Herr Kerner, zwangsweise erklären mussten. Die zahlreichen Abordnungen der Beamten zu Schulungen oder Kursen

sind im Hinblick auf diese Zustände Kommandierungen gleichzustellen. Herrn Kerner versicherte mir des öfteren,dass ihm die Teilnahme an der Schulung höchst unangenehm sei,aber es bleibe ihm wohl nichts weiter übrig,als seine Versetzung energisch zu betreiben.'

Ich kann mich erinnern,dass Herr-Kerner,als er eine Veranstaltung der NSDAP in Kaisheim nicht besucht hatte,tags darauf, an einem Sonntag von Oberreg. Rat Liebwein auf offener Strasse in ziemlich erreghter Weise zur Rede gestellt wurde. Als er in der ersten Zeit seines Dortsein nicht mit "Heil Hitler"grüßte, wurde er auch von seinem Vorstand belehrt."Das man sich aber von dem kath. Ortsgeistlichen Hochw. Herrn Pfarrer Lang mit Auto von Donauwörth nach Kaisheim mitnehmen liess,wurde Herrn Kerner, wenn auch nicht unter Namensnennung, beim Beamtenappel schwer angekreidet."

1937 trat mein Großvater dann endlich in die „Partei" ein, dafür aber aus der SA aus, die eh dem Untergang geweiht war. Seinen Versetzungswünschen wurde entsprochen und im Oktober 1939 trat er seinen Dienst im Strafgefängnis Landsberg a. Lech als nun Oberinspektor an. Hier wurde er schließlich Leiter des Gefängnisses, ob offiziell oder nur kommissarisch, das kann ich nicht nachvollziehen, de facto aber leitete er es. Eines Tages bekam er dann „hintenherum" die Aufforderung, der Beseitigung älterer Strafgefangenen zuzustimmen, das wäre die Voraussetzung, dass er Amtmann werden könnte. Er, zutiefst gläubig, Kirchenvorstand in der evangelischen Kirche, wusste nicht, wie ihm geschah. Er verweigerte die Zustimmung, die Gefangenen überlebten, er blieb Oberinspektor, mehr geschah aber nicht.

Meine Mutter hatte inzwischen im „Wirtschaftsamt" eine neue Ganztagsstelle gefunden. Die Verbindungen, die sie hier knüpfte, sollten ihr auch nach dem Krieg beim Hausbau noch zugutekommen. Die Großeltern, besonders die Großmutter, waren in dieser Zeit für mich die liebevollen Bezugspersonen und so hatte ich in späteren Jahren gegenüber meinen Eltern sehr häufig emotionale Probleme, wie auch umgekehrt.

5 Falk Urlen

5.1 Die Zeit von 1940 bis 1945

5.1.1 Frühe Erinnerungen

Natürlich kann ich mich nicht mehr an vieles in den ersten Jahres meines Lebens erinnern, ich bemühe mich aber, das, an was ich mich bis zum Jahr 1945 noch erinnern kann, festzuhalten.

Meine Erinnerungen an mein Geburtshaus habe ich ja schon festgehalten. Die Großeltern hatten ein Kurzhaardackelweibchen, das war der „Hexl" und wir mochten uns - der Dackel und ich. Wie man mir erzählte, war sie auch mein Wachhund, wenn ich im Kinderwagen vor dem Haus zum Tanken frischer Luft geparkt wurde. Einmal wollte mich eine Bekannte der Großeltern besichtigen, meine Großmutter warnte sofort, dass sie nicht zu dicht an den Wagen gehen sollte. „Des kloane Sauviech wird mi scho net beißn" meinte diese etwas voreilig. Leider bekam der Hund dann nach

wenigen Jahren die sog. Dackellähme, die Hinterbeine konnte er nur noch nachziehen, und so wurde er im Gefängnis hinter der Mauer von einem Aufseher erschossen. Wir schauten aus dem Fenster im Haus neben dem Gefängnis und hörten dann den Schuss. Ein anderes Mal schauten wir aus dem Fenster, da wurde ein Gefangener vor das Gefängnistor gebracht. Drei oder vier Aufseher schlugen dann mit Schläuchen o. ä. auf ihn ein. Wie ich dann hörte, war dieser Gefangene zu einer „öffentlichen“ Prügelstrafe verurteilt worden.

Als ich schon „groß“ war, durfte ich auch schon mal aus der Anstalt die Milch holen. Mein Großvater hat nach den Erzählungen ein zur Anstalt gehörendes Gut wieder aktiviert und braune Alpenkühe und auch gleich Glocken dazu für diese gekauft, um die Anstaltsinsassen besser ernähren zu können. So erhielten wir auch in damaligen Zeiten ausreichend Milch, Fleisch und Gemüse. Noch in den 50er Jahren hörte man von den Weiden neben unserem "Häuschen" dieses schöne Glockenkonzert. Ich durfte also die Milch holen, die hinter dem Anstaltstor in einer Kanne bereitstand. Mir wurde noch einmal gesagt, was ich zu tun hatte: "Gehst nüber zum Tor, sagst schön Heil Hitler und sagst, du sollst die Milch holen"! Das machte ich dann auch alles und grüßte mit dem Hitlergruß, ich wurde von allen Seiten gelobt, wie toll ich schon bin: Das heißt dann positives Lernen beim Grüßen mit dem Hitlergruß.

Einige Male war ich auch in der „Anstalt“, wie man so sagte. Man ging durch das Tor, das auch heute noch steht und kam dann in einen großen hohen Raum. Von unten kamen immer wieder Rufe, die wurden aber nicht beachtet. Einmal war wohl eine größere Veranstaltung, da besichtigten wir die „Hitlerzelle“ (Wikipedia: *1924 verbüßte Adolf Hitler in Landsberg einen Teil der Festungshaft, zu der er nach dem gescheiterten Hitler-Ludendorff-Putsch verurteilt worden war. Hier schrieb Hitler sein programmatisches Werk Mein Kampf. Neben Hitler saßen im Landsberger Gefängnis weitere verurteilte Nationalsozialisten wie z. B. Rudolf Heß ein*) und dahinter war dann ein großes Menschenaufgebot, für mich war es sehr langweilig, weil so viel geredet wurde, mein Großvater hielt dabei auch eine kurze Rede. Vielleicht war es ja Führers Geburtstag, der ein Feiertag war. Das muss ein wunderschöner Tag im Frühling gewesen sein, die Kastanien des Hindenburgrings standen in vollem Grün und die Häuser waren mit den roten Hakenkreuzfahnen geschmückt. Das fand ich als Kind sehr schön. Eines Tages aber gab es große Aufregung: „Sie wollten unseren Führer umbringen“. Das war also im Sommer 1944, ich saß in der Küche auf dem Fußboden und schaute mir die Bilder in der Zeitung an - und war sehr traurig.

5.1.2 Besuch beim Vater in Klagenfurth

Mein Vater kam zunächst nicht mehr an die Front zurück, sondern wurde zum Offizier ausgebildet, wahrscheinlich auch wegen der Verwundung. Von Okt. 43 bis Okt. 44 war er an der SS-Junkerschule Klagenfurt, wo er Ordonnanzoffizier war und zuständig für kulturelle Bildung und Veranstaltungen – was ich jetzt sogar glaube, nachdem ich die Unterlagen gesichtet habe. In dieser Zeit besuchten meine Mutter und ich ihn dort, ein Traum erfüllte sich für mich: Ein Kind der Wirtsleute, bei denen wir wohnten, hatte ein Dreirad. Darauf durfte ich fahren, das war toll. So ganz zügig war unsere Fahrt von Landsberg nach Klagenfurth aber nicht verlaufen, die Züge

wurden immer wieder angegriffen. Stundenlang standen wir im Tauerntunnel und mussten warten, bis „die Luft wieder rein“ war. Mäusefangen war auch sehr schön. Wir Kinder gossen Wasser aus einem Feuerlöschteich in die vielen Mauselöcher, bis sich die Mäuse zeigten, die wir dann fingen. In der Hosentasche brachte ich dann einmal eine mit nach Hause. Wenn Fliegeralarm war, gingen wir in den Wald, hier zeigte mein Vater meiner Mutter, wie man mit einer Pistole umgeht; ein anderes Mal waren wir in einer Höhle oder Halle, auch hier waren viele Männer mit schwarz-weiß gestreiften Anzügen. An die Rückfahrt nach Landsberg erinnere ich mich aber nicht. Wahrscheinlich speichert das Gehirn nur „besondere Vorfälle“, um den Speicher nicht überlaufen zu lassen.

5.1.3 Die Zeit des erlebten Krieges

Das Schreckliche in dieser Zeit war für mich der Krieg, obwohl er ja in Landsberg vordergründig nicht stattfand. Vielleicht schonte man die Insassen des Gefängnisses und evtl. auch die des KZ, obwohl die Flugplätze Penzing und Lagerlechfeld ja in der Nähe waren. Jedes Mal, wenn die Sirenen zu heulen begannen, wurde es hektisch. Großvater hatte im Keller unseres Wohnhauses die Decke mit dicken Baumstämmen abstützen lassen. Bei Alarm hatte jetzt jeder seine Pflicht; meine war es, den kleinen Koffer mit in den Keller zu nehmen, was da drin war, weiß ich heute nicht mehr. Vielleicht kommt daher heute noch die Angst in den Träumen, dass ich glaube, etwas Wichtiges vergessen zu haben und dabei ganz verzweifelt werde. Bis in die 80er Jahre hinein bekam ich noch Ängste, wenn ich Sirenen hörte. Natürlich konnte man das überspielen, aber die Angst war da. Was haben die Nazis da bloß mit den Deutschen gemacht, wobei ja Eltern und Großeltern auch dazugehörten, sich über die Folgen aber sicher nicht im Klaren waren. Bei jedem Alarm hatte ich Todesangst, weil Hitler ja gesagt haben soll, dass die Feinde ein „nur noch ein schlafendes Deutschland“ vorfinden sollten. Davon sprachen alle. Es war damals auch schon die Rede von Atombomben und Gas, sodass wir glaubten, dass alle Deutschen bei Kriegsende umgebracht würden.

Wenn wir in Landsberg einkaufen gingen, sah ich auf dem Marienplatz große zweirädrige Karren mit barfüßigen in gestreifter Kleidung bekleideten Menschen als „Zugpferde“ davor. Ich wunderte mich schon, aber das war halt so, ich war höchstens 4 Jahre alt.

Einmal kam meine Mutter atemlos aus dem Amt zurück. In der Nähe der Eisenbahnbrücke nahe dem Gefängnis wurde sie von einem Tiefflieger angegriffen. Sie konnte gerade noch ihr Fahrrad hinwerfen und sich hinter einem Baum verstecken. So war das damals.

Einige Male fuhren wir auch nach Breslau, um die Großeltern zu besuchen bzw. im kurzen Urlaub meines Vaters mit ihm zusammen zu sein, aber auch, um jedes Mal Hausrat mit nach Bayern zurückzunehmen, vor allem die Betten. Das musste alles heimlich geschehen, denn für die Obrigkeit bedeutete das letztlich, dass man nicht mehr an den Endsieg glaubte und Breslau bereits aufgegeben hatte. Das war also äußerst kritisch, meine Mutter aber hatte sich der Situation angepasst und handelte äußerst „cool“ und hatte für jede Frage eine plausible Ausrede. Bereits 1943 hatte

mein Großvater dem inzwischen zum „Untersturmführer“ (Leutnant) aufgestiegenen Vater gesagt, dass der Krieg jetzt wohl verloren sei. Eigentlich hätte der SS-Mann das melden müssen – aber der lebte wohl auch in zwei Welten, wie so viele damals. Aber es wird auch immer so sein, dass man seine Rolle spielen muss, wo man auch gerade ist. In dieser Zeit wohnte bereits die Familie Strauß (auf die ich noch zurückkomme) in einem Verschlag auf dem Boden des Hauses Hindenburgring 14. Im „Persilschein“ für meinen Vater schrieb Anni Strauss nach dem Krieg:

Mein Mann, welcher amerikanischer Staatsbürger ist und wir deswegen von der Gestapo sehr viel darunter zu leiden hatten, unterhielt sich oft und gerne mit Herrn Urlen. Da wir Herrn Urlen als einen Mann kennen lernten, der niemand etwas zuleide tat, keineswegs die Maßnahmen der Hitlerregierung billigte und auch die Meinung anderer gelten ließ, machte mein Mann die Bemerkung, warum er dann zur Waffen-SS gegangen sei. Herr Urlen zeigte uns daraufhin ein Schreiben (Größe eines halben Blattes) des Wehrmeldeamtes Breslau, aus dem zu ersehen war, daß er zur SS gezogen worden war. Er bemerkte auch noch, daß es evtl. auch mit der H.J., der er als Oberscharführer angehört hatte, in Zusammenhang stehen könnte."

Im November 1944 wurde mein Vater in Berlin-Zehlendorf als „Kriegsberichterstatter“ stationiert, vielleicht war er immer noch nicht wieder frontreif. Er wurde dann aber doch in die Kämpfe an der Oder hineingezogen und erhielt einen Streifschuss, den der Stahlhelm aber abhielt, der hatte eine kastaniengroße Delle. Als mein Vater dann mit einem Geländewagen vor den Russen floh, fuhr er oder sein Fahrer in eine Panzersperre und er erlitt einen Schädelbasisbruch, der in Schwerin im Lazarett behandelt wurde, hier wurde er von den Amerikanern gefangen genommen, die ihn den Engländern übergaben. Russen hätten mit ihm kurzen Prozess gemacht, da er ja überall wegen der unter dem Arm eintätowierten Blutgruppenbezeichnung als SS-Mann erkennbar war – da gab es kein Pardon (Ich erinnere mich noch an Diskussionen meiner Mutter mit Bekannten in dieser Zeit, wie man das Zeichen wohl wegbekommen könnte. Ein Lösungsvorschlag war, einen Schenkel einer frisch getöteten Maus dagegendrücken. Tja ….).

Wenn Bombenangriffe auf München und Augsburg waren, sahen wir die „Christbäume“ von der Treppe vor dem Haus aus und später den roten Schein über den Städten. Augsburg war 40, München 60 km weit entfernt. Nach Augsburg fuhren wir nach so einem Angriff, um zu sehen, ob Tante Rosa noch lebt, die bei einer Augsburger Weberei Buchhalterin war. Wir fuhren hinter Landsberg immer an Zäunen vorbei, hinter denen viele Menschen in schwarz gestreifter Kleidung standen, wir fuhren am Flugplatz in Lagerlechfeld vorbei, wo man früher Flugzeuge sehen konnte, jetzt sah man nur noch Flugzeugtrümmer. Wir gingen in Augsburg an noch rauchenden und glühenden Ruinen vorbei und fanden Tante Rosa unverletzt. Für mich war das alles normal, es beängstigte mich auch nicht.

Einmal lagen wir nachmittags im Gras hinter dem Haus, da flog über uns ein Bombergeschwader, so wie wir es auch mit kleinen Flugzeugfiguren spielten. Vorne weg Jäger und dann viele, viele Bomber hintereinander und nebeneinander und dahinter wieder Jagdflugzeuge. Wir dachten uns nichts dabei; denn es konnten ja nur deut-

sche sein – bis dann die Alarmsirenen losheulten. Bei den vielen Angriffen hatte man wahrscheinlich dieses Geschwader übersehen. Wir rannten in den Keller, es ging noch einmal gut.

Der Nikolaus kam in Bayern eigentlich als Bischof verkleidet. Im Hindenburgring nahe dem Gefängnis kam zu uns immer der Gefängnispfarrer Morgenschweis, verkleidet als Bischof, mit einem großen Buch, in dem die Schandtaten aufgeschrieben waren, danach gab es dann kleine Geschenke. Pfarrer Morgenschweis wohnte in unserem Block am Hindenburgring, ich werde auf ihn später, wenn ich über die Hinrichtungen der Kriegsverbrecher im Landsberger Gefängnis spreche, noch zurückkommen. Weihnachtsgeschenke gab es wenig. Man hatte natürlich einen schönen Weihnachtsbaum, den man einfach so aus dem Wald holte, Christbaumschmuck hatte man noch von früher. 1943 bekam ich zwei Schaukelpferde, die die Gefangenen in der Anstaltsschreinerei gefertigt hatten. Natürlich mussten diese bezahlt werden. Aber warum zwei? Die Gefangenen empfanden es wohl als Ehre, etwas für den Chef produzieren zu dürfen. Als einer dann den Auftrag erhielt, bettelte wohl ein anderer so lange, bis er auch noch eines produzieren durfte – und das war dann doch gut so: Bei einem Urlaubsbesuch meines Vaters ritten wir in der Küche (das gesamte Leben spielte sich in der Küche ab) um die Wette, mein Vater verlor, weil eine Kufe brach. Jetzt gab es nur noch ein Schaukelpferd. 1944 gab es dann nur noch einen kleinen Panzer aus Holz. Ob es 1945 überhaupt noch etwas gab, wage ich zu bezweifeln, daran habe ich keine Erinnerung mehr.

5.1.4 Eine jüdische Familie erhält "Asyl"

Eines Tages ließ mein Großvater auf dem riesigen Boden, auf dem er mir einmal gezeigt hatte, wie man Mäuse mit einer Falle und einem über einem Streichholz angebratenen Stück Speck fing, einen größeren Verschlag bauen. Irgendwann zogen dort Leute ein, bei denen ich auch manchmal war, um mit deren Kindern zu spielen, Gedanken machte ich mir nicht, es war eben die Familie Strauß mit ihren Kindern, die da wohnte. Irgendwann nach dem Einmarsch kamen keine amerikanischen Soldaten mehr ins Haus: an der Tür stand in englischer Sprache: Vorsicht Typhus. Das hatte Herr Strauß geschrieben. Später erfuhr ich dann, dass die Familie Strauß amerikanische Staatsbürger waren, wenigstens er war Jude, den die Gestapo aber wegen seiner Staatsbürgerschaft nicht anrührte, offensichtlich schikanierte sie die Familie aber intensiv. Ich entnehme dem „Persilschein“, den Herr Strauß für meinen Großvater schrieb, folgendes:

Als amerikanischer Staatsbürger wurde ich während des letzten Krieges von der Gestapo München dauernd verfolgt. Ich fand schliesslich 1943 in einer Dachkammer in Landsberg Hindenburgring 14 mit meiner Ehefrau und meinen 2 kleinen Buben von 3 u.4 Jahren,Unterschlupf. Es war das Haus in dem Herr Adolf Kerner welcher damals Chef der Strafanstalt Landsberg war wohnte. Herr Kerner war es bekannt dass ich amerikanischer Staatsangehöriger war und war mir in jeder Hinsicht behilflich mir und meiner Familie schweres Los zu erleichtern. Kerner veranlasste,dass das laufende Wasser in die Dachkammer geleitet wurde, dass ein Wassercloset ge-

baut wurde, er verschaffte mir für den Winter 43 -44 einen Kochherd und vieles andere mehr.

Bin Herrn Kerner heute noch zu grossem Danke verpflichtet und aus diesem Grunde bitte ich auch dass Herr Kerner bei seiner Entnazifizierung milder behandelt wird. Auch sonst war Kerner meines Wissens nie als Nazi hervorgetreten, dies bestätigt auch, dass er bei kirchlichen Feierlichkeiten und Sonntags meistens als Musiker im Kirchenchor mitwirkte.

Auch aus persönlicher Unterhaltung mit mir ging hervor,dass er in keiner Weise die Ideen der NSDAP billigte. Diese Angaben können auch durch meine Ehefrau Annemaria jederzeit beeidet werden."

Wenn man also wollte, konnte man auch einer jüdischen (amerikanischen) Familie Unterkunft gewähren, ohne persönliche Folgen befürchten zu müssen, Amtmann konnte mein Großvater schon wegen der älteren Gefangenen, die er nicht zur Beseitigung gemeldet hatte, nicht mehr werden.

5.1.5 Einmarsch der Amerikaner

Wir saßen im Frühjahr 1945 im Keller, wir hörten viele Detonationen und hatten Angst, draußen hörten wir Panzer, die wegen der guten Deckung durch die Kastanien direkt vor dem Haus im Hindenburgring 14 parkten. Zuvor hatten die Hausbewohnern noch Hakenkreuzfahnen und Hitlerbilder verbrannt und Bronzebüsten versteckt. Nun erschienen die amerikanischen Soldaten im Keller und durchsuchten diesen nach Waffen und deutschen Soldaten. Meine Mutter, die Luftschutzhelferin war, musste erklären, wozu der Helm und der Eimer mit Pumpe dienen sollte. Hinter dem Haus soll ein toter deutscher Soldat gelegen haben. Wir durften dann in die Wohnungen zurück, mussten aber die Fensterläden geschlossen halten. Trotzdem blinzelte ich hindurch, um einmal einen „Neger" zu sehen. Ich empfand nach anfänglicher Angst eigentlich nichts dabei, als die Amerikaner im Keller erschienen, auch das sah ich wohl als normal an, vermischt mit dem positiven Gefühl, dass wir nun doch nicht alle „eingeschläfert" wurden. Bei den Erwachsenen gab es aber auch kein freudiges Gefühl über eine Befreiung, eher die große Unsicherheit, wie es jetzt wohl weitergehen sollte. Die Frauen mussten dann für die Soldaten Essen zubereiten und das ging sogar, weil sich alle mit den Reserven eingedeckt hatten, die kurz vor der Besetzung aus Lagerbeständen noch verteilt worden waren – im Wesentlichen Rindfleischdosen, zu denen Bratkartoffeln gebraten wurden. Den Soldaten schmeckte es. Aber jahrelang hatte ich aber doch noch Ängste, wenn ich den weißen Stern sah, der auf Jeeps und Panzern aufgebracht war. Warum, das kann ich heute nicht mehr ergründen. Ich überlege mir überhaupt, was ich als Kind dabei so empfand, als der Krieg für die Deutschen verloren war, Dass die Deutschen ja in Wirklichkeit befreit worden waren, das empfanden damals wahrscheinlich nur wenige, aber erleichtert waren alle. Als fast Fünfjähriger sieht man natürlich noch keine Zusammenhänge, das lief alles so wie ein Film ab, bei dem man gar nicht beteiligt war, was aber logischerweise immer mit viel Todesangst verbunden war.

Für die Frauen der Familie war das wohl ähnlich, es gab dann aber keine Probleme mit den Besatzern. Bald wusch meine Mutter den Soldaten die Wäsche und erhielt dafür Kernseife, von der auch etwas für die eigene Wäsche überblieb. Wir saßen mit den Amerikanern lustig vor der Tür und erhielten schon mal ein paar Süßigkeiten, ein Schwarzer, Teddy nannte man ihn, trug mich auf den Schultern herum. Im Nachhinein kann man sicher sagen, dass eine gelöste Stimmung Platz gegriffen hatte, wenn man nur gewusst hätte, wo die Ehemänner waren. Da war kein Hass. Es hätten auch deutsche Soldaten sein können, mit denen man nun etwas fröhlich war.

Vor dem Haus brannte noch ein deutsches Auto, welches sich danach gut zum Spielen eignete. Schön war es für uns Kinder auch, die herumliegenden Patronen und die leeren Benzinkanister als Spielzeug umzufunktionieren. Man musste nur mit einem herumliegenden Haken ein Loch in den Kanister schlagen, dann die Kugeln hineinstecken und umknicken, um dann das Pulver in Schlangenlinien auf dem Boden zu verteilen. Zündete man es an, brannte es langsam diese Schlangenlinien ab – das machte richtig Spaß. Wenn man bedenkt, wie heute auf die Kinder aufgepasst wird, kann man nicht verstehen, dass so etwas überhaupt möglich war. Woher hatte man überhaupt als Fünfjähriger Feuer? Das weiß ich auch nicht mehr – passiert ist jedenfalls nichts, obwohl es viele schlimme Unfälle bei Kindern gab, die mit Munition spielten. Wir wurden auch immer wieder verwarnt, geholfen hat es nichts. Kurzfristig musste dann die Wohnung geräumt werden, die Möbel wurden in die untere Wohnung verfrachtet, in der nun mehrere Familien lebten, zwischen den vielen Möbeln kam man kaum durch.

Das Gefängnis war auch besetzt worden, mein Großvater, der weiße Fahnen hatte heraushängen lassen, sollte verhaftet werden, wurde aber von freigelassenen Gefangenen in Schutz genommen, die nicht vergessen hatten, wie er sich doch in ihrer schweren Zeit so gut wie vertretbar behandelt hatte, großen Hunger mussten sie wegen des Gutes in Spötting nicht leiden. Angst hatte ich zwar vor dem weißen Stern, nicht aber vor den Jeeps selber, jedenfalls fuhr ich in diesen Tagen mehrere Jeeps gegen die Hausmauer. Man brauchte nur auf einen kleinen Stift neben den Pedalen zu treten, schon ging es los. Alle hatten einen Gang eingelegt, sodass ich von Auto zu Auto ging, auf den Stift drückte, und alle ein Stück nach vorne bis zu einem Widerstand fuhr. Die Soldaten suchten dann den Schuldigen, ich machte mein unschuldigstes Gesicht und wurde nicht erwischt. Man konnte sich wohl auch nicht denken, dass so ein kleiner fünfjähriger Kerl „Partisan“ war. War er auch nicht, er wollte einfach nur Auto fahren.

Irgendwann einmal zogen die Amerikaner ab und es folgten die so gefürchteten „DeGaule-Truppen“ mit vielen Soldaten aus Nordafrika. Auch diese Panzer hielten wieder vor dem Haus am Hindenburgring unter den Kastanien. Die Frauen versteckten sich, hatten schreckliche Angst, aber auch diese Bedrohung ging vorüber.

5.2 Nachkriegszeit

5.2.1 Großvater

5.2.1.1 Evakuierung

Bald wurden wir dann evakuiert. Die Möbel wurden auf einen Heuwagen geladen und von Zugtieren zu einem Bauernhof „Jäck“ gefahren. Das muss so in der Nähe der jetzigen Ulmenstraße nordwestlich von Landsberg gewesen sein. Das passte diesem zwar nicht, aber was sollte er tun. Es war da noch eine Familie mit einem Mädchen, welches Heidi hieß. Wir Kinder hatten da eine schöne Zeit – mit einer Ausnahme. Aber zuerst das Schöne: Es gab Gänse, Hühner, einen Hund und einen großen Garten mit vielen Schlupfwinkeln, weil hier Platten gelagert wurden. Wir sammelten Kastanien und bastelten. Es gab auch alte Scheunen mit vielen alten und wahrscheinlich auch zum Gebrauch bestimmten Erntewerkzeugen. Das war alles schön - wenn da nicht der Nikolaus gewesen wäre, der in Bayern ja am Vorabend kommt. Wochen zuvor schon wurden wir durch Drohungen zur Artigkeit gezwungen. Wenn wir mit dem Bus aus der Stadt zurückfuhren, fuhr man an einem Feld vorbei, auf dem lauter Hügel waren, vielleicht waren es Mieten. Meine Mutter erzählte mir aber, dass hier die unartigen Kinder begraben werden, vor allem auch die, die der Nikolaus holt. Ja, und dann kam der Nikolaus - den roten Coca-Cola-Weihnachtsmann gab es ja noch nicht. Er kam - und was steckte in seinem geschulterten Sack: Ein Kind, zwei Kinderbeine hingen jedenfalls leblos heraus. Heute würde man so etwas bestimmt als seelische Grausamkeit bezeichnen. Damals fanden die Eltern, wahrscheinlich vom Krieg abgehärtet, das lustig und erzieherisch wertvoll, die Kinder nicht. Für mich war das ein ganz schreckliches Erlebnis. Schön fand ich aber das neue Lied, welches wir lernten: „Schneeflöckchen – Weißröckchen“ und auch den Bauerngarten vor dem Haus mit den vielen Rosen, Malven und bunten Glaskugeln. Als wir dann ab 1971 unser eigenes Haus in Kassel hatten, stellte ich auch hier wieder solche Glaskugeln auf, sehr kitschig fanden das einige, die vorbeigingen, für mich aber war es eine schöne Erinnerung – wenn nur der Nikolaus nicht gewesen wäre.

Genutzt hat der Erziehungseinsatz aber auch nicht. Es war uns streng untersagt, beim Schlachten der Weihnachtsgans des Bauern zuzusehen, was wir gerne gemacht hätten. Wir versteckten uns in einer Scheune und beobachteten die ganze Schlachterei durch eine Ritze zwischen den Brettern.

5.2.1.2 Der Großvater – Hilfsarbeiter bei den Amerikanern

Am 22. Juni 1945 war mein Großvater von den Headquarters, Detachement I1F3 Company F, 3rd ECA Regts. aus seinem Beamtenverhältnis entlassen worden. Plötzlich war er nichts mehr. Inzwischen hatten die Amerikaner auch das KZ-Dachau mit seinen Nebenstellen bei Landsberg entdeckt. Das erklärte jetzt auch die Männer an der Bahn und die mit den Zweiradwagen in Landsberg. Meine Mutter erzählte, wie einmal eine nicht enden wollende Kolonne in Fünferreihen durch Landsberg geführt wurde - befreite KZ-Häftlinge. Dass das so viele waren, das konnte man sich damals wohl wirklich nicht vorstellen. Ein anderes Mal erzählte sie, wie sie mit vielen anderen Frauen sehr verunreinigte Häuser reinigen musste, in denen vorübergehend wohl befreite Juden gelebt hatten und die einen Aufstand verursacht hätten.

Das Haus in Hänigsen, davor die Urgroßeltern

Vorne: Marie und Heinrich Kerner
Zweite Reihe: Adolf, Otto, Heinrich

Maria Kerner 1940

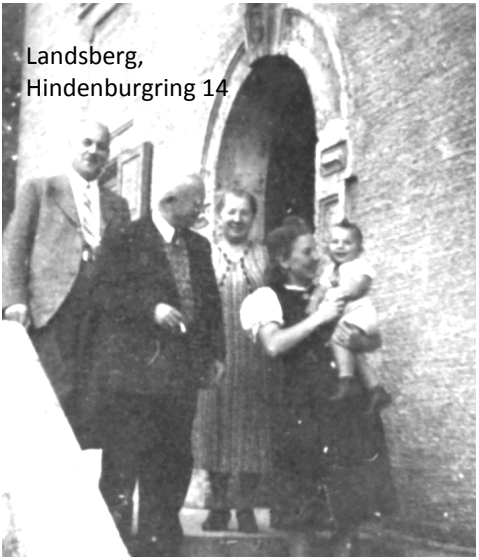
Adolf Kerner: Soldat und Oberinspektor und Hilfsarbeiter

Meine Mutter mit 10 Jahren

1937 oder 38

Maria Kerner 50er Jahre

Dieses Mädchen das ich ist gesehen



Julius Jaursch

Klara Pisarz, verw. Jaursch

Werner Urlen

Sohn und

Ehemann 1939

Behelfsheim in der Pfettenstr. 28

1951 mit Seppl

Welf, Falk, Ilma ca. 1956

Der Großvater musste dann auf Befehl der Besatzer mit vielen anderen höheren Beamten im Winter mit einer großen Arbeitsgruppe getötete bzw. tote KZ-Häftlinge aus dem gefrorenen Boden graben. Das hat ihn dann, wie Mutter und Großmutter erzählten, den Boden unter den Füßen weggezogen. Das konnte er innerlich nie mehr verkraften. (Ich will in diesem Zusammenhang nur schildern, was ich selbst erlebt habe, sehr ausführlich sind diese Vorgänge in und um Landsberg im Internet nachzuvollziehen, z. T. auch mit Videos. Vgl. meine Hinweise am Ende dieses Berichts). Was er von Juni 1945 bis zum September gemacht hat, ist nicht mehr nachzuvollziehen. Er hat sich wahrscheinlich intensiv mit dem Bau des Häuschens in der Pfettenstraße befasst.

Die Kinder hatten keine Probleme mit dieser Zeit. Zwischen den Häusern am Hindenburgring und der Anstalt hatten sie großen „Buslinien“ aufgebaut. Für 5 Pfennige konnten die Kinder an einer Verkaufsstelle Fahrkarten kaufen. Diese Verkaufsstelle war aus leeren Benzinkanistern aufgetürmt worden. Die „Busse“ waren Handwagen, die andere Kinder zogen. Es gab mehrere Linien, die man benutzen konnte, sogar mit Umstiegsmöglichkeiten. Uns Kindern machte das riesigen Spaß.

Vom Sept. 1946 bis Jan. 1947 wurde mein Großvater Heizer in einem von den Amerikanern beschlagnahmten Einfamilienhaus an der Frühlingsstraße, wie aus der „Civilian Identity Card“ des „Headquarters Landsberg Air Ammunition Depot“ hervorgeht. Er arbeite bei der Familie Miller. Auf dem wohl von den Amerikanern aufgenommenen Ausweisbild ist er nicht wieder zu erkennen, so verhärmt sieht er aus: „Weight: 130 lbs, Color Hair: grey, Type of Work: Laborer“. Da musste er sehr früh los, zu Fuß natürlich, damit es die Hausbewohner morgens warm hatten. Ich besuchte ihn da manchmal nach der Schule, fand es im Keller gemütlich warm und die amerikanischen Zeitungen, mit denen Opa das Feuer in Gang setzte, ganz toll: farbige Comics von Popeye usw. So etwas kannte man in Deutschland noch gar nicht. Mein Großvater entwickelte sich bei der Familie Miller zum optimalen Babysitter, der das Kind - wie auch früher mich - stundenlang herumtragen konnte. Einmal hatten wir sogar Glück, Opa brachte ein großes Stück stinkendes Fleisch mit. Die Amerikaner hatten es in die Mülltonne geschmissen. Oma wusste, wie man so etwas behandelt, und wir hatten ein wunderbares Festmahl. Als die amerikanische Familie dann erfuhr, dass mein Großvater früher das Gefängnis geleitet hatte, konnten sie das überhaupt nicht verstehen, wieso er jetzt nur noch Heizer war. Danach wurde er dann Hilfsarbeiter auf dem Gebiet der ehemaligen „DAG“, wahrscheinlich eine Munitionsfabrik im Nord-Westen Landsbergs, nun musste er Bäume fällen. Einmal brachte er eine Flasche Coca Cola mit, ein kleines Fläschchen nur, das war aber für die Familie eine Sensation, alle durften einmal probieren und wussten nun endlich, wie Coca-Cola schmeckt.

5.2.1.3 Der Großvater wird entnazifiziert und pensioniert

Mein Großvater hatte um die Pensionierung nachgesucht, da er die schwere Arbeit nicht mehr leisten konnte, er war ja schon an Krebs erkrankt, was er aber noch nicht wusste, wahrscheinlich aber schon ahnte. Zu damaliger Zeit wurde eine Krebserkrankung dem Kranken meistens verschwiegen, um ihn zu schonen, die Heilungschancen

waren nicht groß. Ehemalige Beamte aber konnten nur pensioniert werden, wenn sie zuvor entnazifiziert worden waren.

Alle Deutschen mussten nach 1945 zunächst einen Fragebogen von mehreren Seiten ausfüllen, in dem sie anzugeben hatten, in welchen Nazi-Institutionen sie Mitglied waren. Parteimitglieder wurden dann herausgefiltert und danach von einer „Spruchkammer“ vernommen und in verschiedene Schuldkategorien eingeordnet. Zuvor waren aber sog. „Persilscheine“ (Persil wäscht so weiß ...) zu sammeln. Ich weiß noch, wie mein Großvater am Schreibtische saß und Leute anschrieb, um sie um eine eidesstattlichen Erklärung zu bitten, in denen diese seine Tätigkeit während des Nationalsozialismus beschreiben sollten. Das durften natürlich keine Nazis sein. Ich habe ja weiter oben bereits zwei solcher Erklärungen der Familie Strauß abgedruckt, die amerikanische Staatsbürger waren.

Am 24. 10. 1947 wurde mein Großvater von der Spruchkammer Landsberg/Lech, die aus den Herren Dr. Florack, Thomas Wunder und Josef Gossner bestand, als „Mitläufer, Gruppe IV, eingestuft. Ich gebe im Folgenden das abgescannte Urteil wieder, damit man einmal sieht, was in einem solchen Spruchkammerurteil stand:

„Spruch:

Der Betroffene ist: Mitläufer, Gruppe IV

Es werden ihm folgende Sühnemaßnahmen auferlegt Er hat einen Sühnebetrag von RM 5oo.– als Beitrag zu einem Wiedergutmachungsfond zu leisten. Im Nichtbeitreibungsfalle tritt an Stelle von je RM 50,– eine Arbeitsleistung von 1 Tag. Die Kosten des Verfahrens werden dem Betroffenen auferlegt. Der Streitwert wurde auf RM 5.500 festgesetzt.

Begründung:

Der Betreffende war Mitglied der NSDAP seit 1.5.1937, Mitglied der SA vom 1.7.1933 bis 1.11.1939, sowie stellvertretender Fachschaftsleiter im RDB und nach dem Klagevorbringen Stützpunktleiter im NSRB. Die Angaben auf dem Arbeitsblatt belastet den Betroffenen nicht. Der Betroffene legt an Hand von zahlreichen Urkunden glaubwürdig dar, dass er mit dem Nationalsozialismus weitanschaulich nicht verbunden war.

Dasser Mitglied der SA wurde erklärte sich daraus, dass er seit 192o Mitglied der städt. Musikkapelle von Aichach war, die dann für die SA spielen musste, Von den Mitgliedern der Kapelle wurde der Beitritt zur SA verlangt. Da der Betroffene auf Nebenverdienst angewiesen war blieb ihm nichts übrig als der SA beizutreten. Der Betroffene wurde dann zum Scharführer ehrenhalber ernannt, hat aber nie eine Schar oder sonst eine Einheit der SA geführt. Im November 1939 ist der Betroffene aus der SA wieder ausgetreten (Art. 39/ (Eidesstattliche Erklärung Reisinger v.25.1.1947, Eidesstattlic Erklärung Rindfleisch v.25.9.1947, Erklärung Hermann v.25.9.1947, Eidesstattliche Erklärung v.3o.9.1947, Bestätigung Englmaier v.25.9.1947, Eidesstattliche Erklärung iick v.3o.9.1947).

Der Betroffene trat 1937 der Partei bei, als sich das für ihn als Beamter nicht mehr vermeiden liess, weil er durch den Vorstand Liebwein, der Ortsgruppenleiter und

stellv. Kreisleiter war, einem besonderen Druck ausgesetzt war (Eidesstattliche Erklärung Pfuff v.26.9.1947). Zur Belastung, dass er aufgefordert wurde an einem wöchentlichan Lehrgang, als politischer Leiter teilzunehmen, legt der Betroffene glaubwürdig folgendes dar:

Der politische Druck war an der Anstalt Kaisheim besonders stark. Im Dezember 1938 fand ein Schulungskurs für politische Leiter statt. Da der Kurs nicht voll besetzt war, hat der damalige Kreisleiter, der Oberlehrer der Strafanstalt war, den Betroffenen für diesen Kurs einfach abgestellt, weil er eine SA-Uniform besass. Da man aber niemand zum Kurs schickten sollte, der kein Amt innehatte, wurde der Betroffene als Presseleiter hingeschickt, ohne dass er jemals Presseleiter war oder wurde. Der Betroffene hat sich allerdings auf Fragebogen als Pressebeauftragter bezeichnet, jedoch nur, um sich seinen Vorgesetzten gegenüber zu legetimieren und vor deren Drängen Ruhe zu haben, in Wirklichkeit hat er nie die Tätigkeit eines Presseleiters ausgeübt oder innegehabt und ist niemals zu einem solchen Amt ernannt oder bestätigt worden (Bestätigung Neuner v.21.9.1947).

Im Kriege (1939) wurde dem Betroffenen, die Tätigkeit eines stellv. Fachschaftsleiters vorübergehend und kurzfristig übertragen; er ist aber als solcher in keiner Weise politisch in Erscheinung getreten (Eidesstattliche Sammelerklärung v.23.9.1947).

Bezüglich der Belastung, dass er Stützpunktleiter im NSRB gewesen sei, legt der Betroffene glaubwürdig dar, dass es ein solchen Amt im NSRB überhaupt nicht gab. Er hat sich niemals einen solchen Titel zugelegt, womit er nur zum Ausdruck bringen wollte, dass er für die Weiterleitung der Rundschreiben verantwortlich sei (Eidesstattliche Erklärung Hardtlein v.25.9.1947, Eidesstattliche Erklärung Bühler v.25.9.1947).

Aus dem Gesamtverhalten des Betroffenen ergibt sich, dass er nicht für die Partei geworben hat und sich auch sonst nicht aktiv für dem Nationalsozialismus oder dessen Belange eingesetzt hat (Eides. stattliche Erklärung Knapp o.D., Eidesstattliche Erklärung Braun v. 25.9.1947, Eidesstattliche Erklärung Pfuff v.26.9.1947, Eidesstattliche Erklärung Schmid .25.9.1947,, Bestätigung Uuls v.19.2.1947, Eidesstattliche Erklärung Bauer v.lo.2.1947, Eidesstattliche Erklärung Strauss, Best. ev.Pfarramtes v.21.2.1947, Best. kath.Stadt.pfarramtes v.23.2.1947).

Der betroffene vermochte die gesetzliche Vermutung Belasteter zu sein, zu widerlegen (Art. lo$_s$ Art. 34).

Die Kammer hält den Betroffenen nicht für bewährungsbedürftig und sah den Beweis als erbracht an, dass der Betroffene nicht mehr als nominell am Nationalsozialismus teilgenommen hat, bzw. diesen durch seine Tätigkeit nicht mehr als unwesentlich unterstützt hat und reihte ihn in die Gruppe IV der Mitläufer ein (Art,2, Art, 12)."

Woher sollte man jetzt aber die 500 Reichsmark nehmen, man hatte ja nichts mehr. Im Wohnzimmerschrank fand man noch einen alten, reich verzierten „Humpen" (großer, hoher Bierkrug"), den der Urgroßvater einmal als Ehrung erhalten hatte und bot diesen dem Mr. Miller, bei dem mein Großvater Heizer gewesen war, an. Der gab ihm dafür eine Stange Zigaretten, die wiederum auf dem Schwarzmarkt (wo, weiß ich nicht) verkauft wurde und hier 800 Reichsmark erzielte. Man konnte die Entnazifizierung bezahlen und hatte auch noch etwas übrig. Mit einer Urkunde wurde Großvater am 01. März 1948 wieder in das Beamtenverhältnis eingesetzt und gleichzeitig pensioniert. Die Pension betrug 525 Reichsmark.

5.2.2 Kindheit im "Häusl" am Ende der Pfettenstraße

5.2.2.1 Das Häuschen und das Organisieren

Meine Mutter und die Großeltern hatten gleich nach dem Krieg alte Verbindungen spielen lassen. Sie wollten ein Behelfsheim aus Holz bauen, den Lieferanten kannte mein Großvater noch von früher, als er ihm Gefangene für die Produktion zuteilte. Schwierig wurde es dann aber mit dem Grundstück. Schließlich überließ der Bauer „Sanktjohannser“, der vorne in der Pfettenstraße seinen Hof hatte, ihm und einem Nachbarn ein Stück Land neben einer Müllgrube, die früher einmal eine Kalksteingrube für Branntkalk war. Daneben stand noch das Haus, in dem die Kalkbrennerei, betrieben worden war, vollgestopft mit alten landwirtschaftlichen Geräten. Das Schöne daran für uns Kinder war, dass man damit wunderbar spielen konnte. Verkaufen wollte der Landwirt das Land nicht, er wollte es lediglich für 10 Jahre verpachten, was später immer wieder zu Ärger und zu weitreichenden Problemen führen sollte. Wir und die Familie Schnee pachteten also, dann musste die Kalkbrennerei abgerissen werden, aber vorsichtig – weil man ja die Steine zum Kellerbau wieder brauchte. Auch musste das Geld zusammengekratzt werden, man hatte zwar einiges angespart, weil es sowieso nichts zu kaufen gab, aber ein Haus bauen, ist eine andere Sache. Der Nachbar hatte es leichter, er machte ein Tauschgeschäft und lieferte einen Lkw voll Nägel. Woher er den hatte, wusste aber niemand. So bauten die Großeltern und meine Mutter unter unendlich großen Anstrengungen erst den Keller und dann das Holzfertighaus. Die Frauen waren zunächst damit beschäftigt, die alten Steine mit Maurerhammer von altem Mörtel zu befreien. Ein ehemaliger Strafgefangener wohnte auch noch mit uns beim Bauern, der beim Bauen half, danach fehlten aber viele wertvolle Sachen, die in den zusammengerückten Möbeln eigentlich noch hätten sein müssen. Man kannte jemanden, der noch Schindeln hatte, also her damit. Diese mussten mehrfach mit Karbolineum gestrichen werden, bevor sie dann verlegt wurden. Im Frühjahr oder Sommer 1946 war das Haus dann einzugsbereit, ich kam im September in die Schule, da war es jedenfalls fertig. Es gab beim Bau aber das gleiche Problem, wie später in der DDR. Material gab es eigentlich nicht. Man musste Beziehungen haben, Zigaretten oder sonstiges Tauschmaterial. Meine Mutter erzählte von großen Ringtauschaktionen. Am Schluss hatte das Haus aber elektrischen Anschluss, Klo- und Waschbecken (Blech), Türschlösser, einen Küchenherd und einen Wohnzimmerofen. Ganz schwierig nur war der Knopf für die Eingangstür zu bekommen, aber auch das klappte. Die Schornsteine und der Zement für den Keller mussten auch beschafft werden, irgendwie. Eines dieser "Irgendwie" war dann, dass sich meine Mutter als Verkäuferin bei einem Bäcker bewarb und diesen Job bekam. Lebensmittel gab es nur auf Lebensmittelmarken, die von den Lebensmittelkarten abgeschnipselt und nach Feierabend auf große Bogen, z. T. auf alte Zeitungen, aufgeklebt werden mussten, damit der Betrieb wieder neue Rohstoffe bekommen konnte. Die Verbraucher waren natürlich erpicht darauf, etwas ohne Marken, das hieß „schwarz“, zu bekommen. Meine Mutter war da wohl ein Organisationsgenie. Neben der Bäckerei war ein Schlachter und so wurden Brötchen gegen Leberwurst gekunkelt. Die Wahrsagerin wurde damit bezahlt, wie sich diese Frau Dachsenberger nach

10 Jahren noch erinnerte. Meine Mutter verdiente im Monat 120 RM, das war nicht viel, aber die Tauschgeschäfte brachten es. Dann aber kam der Tag der Wahrheit, es fehlten eine große Menge Lebensmittelmarken, um neues Mehl zu erhalten. Meine Mutter klagte ihr Problem einer Freundin, die mit ihr früher im Wirtschaftsamt gearbeitet hatte. Kein Problem – meinte diese – wir haben im Krankenhaus – wo sie jetzt arbeitete – noch so viel Mehl, was wir gar nicht brauchen, und schon war das Problem gelöst. So war das damals! Es soll sich um 10 Zentner gehandelt haben. Was die Freundin dann wieder für das Mehl bekam, keiner weiß es heute noch.

Einmal sollte es Eis geben. Meine Mutter kannte jemanden, der eine Eismaschine hatte. Die bestand aus einem Holzfass, in dem ein Behälter mit der Flüssigkeit war, die einmal Eis werden sollte. Zwischen den Behälter und das Fass füllte man Viehsalz. Nun musste die Masse pausenlos gerührt werden. Es gab dann leider nur so etwas Ähnliches wie Eis, geschmeckt hat es aber trotzdem.

5.2.2.2 Holzbeschaffung

Holz zum Heizen hatten wir auch. Auf dem Gelände nordwestlich von Landsberg, auf und um das Gelände der „DAG“, was immer das gewesen sein mag (evtl. eine Munitionsfabrik, die mit KZ-Häftlingen produzierte), hatte der Borkenkäfer zugeschlagen. Ganze Wälder wurden abgeholzt und die Bürger konnten sich das Holz holen. Großvater, der ja bei Militär mit Pferden umzugehen gelernt hatte, lieh sich vom Bauern ein Pferdefuhrwerk, ich durfte auch mit, und wir holten bei klirrender Kälte das Holz, welches auf einem großen Feld zur Abholung bereit lag. Auf der Rückfahrt gingen die Pferde einmal fast durch, Großvater bekam es aber in den Griff. Dann wurde das Holz bei immer noch klirrender Kälte gesägt und gehackt – natürlich alles mit der Hand. Mir froren die Füße dabei so durch, dass es zu Hause große Schmerzen bereitete, wenn diese wieder auftauten. Heute kennen die Kinder solche Schmerzen nicht mehr.

5.2.2.3 Schulbeginn

Im September 1946 wurde ich dann in die Volksschule Landsberg in der Nähe des Marktplatzes eingeschult. Die Mutter brachte mich hin, die Eltern wurden aus dem Raum geschickt, unsere Lehrerin, Fräulein Capella, begrüßte uns und wir bekamen den Auftrag, zu Hause auf der Schiefertafel einen Ball zu malen. Meine Mutter behauptete, dass das eine Hausaufgabe sei, was ich aber nicht wahr haben wollte, denn das machte doch Spaß, Hausaufgaben hatte ich mir anders vorgestellt – wie recht ich hatte.

Wir lebten damals in den letzten Ausläufern der Steinzeit. Das Schreibgerät war, ähnlich wie bei Familie Feuerstein, eine mit Holz eingefasste Schiefertafel, teilweise sogar mit eingeritzten farbigen Linien und konnte auf beiden Seiten mit einem Schiefergriffel beschrieben werden. Im Loch des Holzrahmens wurde eine Schnur befestigt, an deren anderem Ende ein feuchter Schwamm war, der aus dem Schulranzen heraushing. War das Beschriftete kontrolliert, wurde es mit dem Schwamm abgewaschen und die Tafel konnte nun neu beschrieben werden. Das war einmal so richtig ökologisch wertvoll.

Bei den Hausaufgaben gab ich mir große Mühe, meine Mutter immer mit ihrem Ring mit dem blutroten Stein und dem Schwamm im Nacken. Bei jedem Fehler auf der Schiefertafel gab es sofort einen Schlag auf den Kopf, wobei der rote Stein besonders schmerzte. Schlimmstenfalls gab es da noch den Schwamm, mit dem die Tafel ruck zuck gelöscht war und bei mir einen Tränenschwall auslöste.

Transportiert wurde das alles in einem Super-Schulranzen, den meine Mutter von einer ehemaligen Kollegin bekommen hatte. Das war die Frau Feller, deren Mann gefallen war und deren Sohn Otto den Ranzen nicht mehr brauchte. In der Klappe stand noch groß „O F“ (Otto Feller), was durch einiges Kratzen leicht in „U F“ (Urlen Falk) umgewandelt wurde.

Meine Mutter hatte inzwischen einen neuen „Job“ bei einem Rechtsanwalt „Lehmann“ in der Nähe des Stadttores, da sie eine Schreibmaschine hatte. Diese musste sie mitbringen, dann durfte sie darauf nach Diktat schreiben. Im September des nächsten Jahres erhielt ich von meiner Mutter plötzlich einige Süßigkeiten, was ich gar nicht verstand. Für die 1947 Eingeschulten gab es dann schon wieder Schultüten und Füllung zu kaufen. Ich bekam jetzt auch etwas, weil es ein Jahr vorher noch gar nichts gab. Inzwischen gab es sogar Papierhefte, man musste dazu in die Schule aber Altpapier mitbringen, genau, wie man auch Heizmaterial mitbringen musste. Einmal gab es eine besondere Sammlung von Altpapier, um Papier zu erhalten. Wir suchten den Boden und die Bücherregale nach nicht mehr Brauchbarem ab, die abgelieferte Menge wurde gewogen und festgehalten. Papier erhielten wir nie. Indem ich das Wort „Papier“ schreibe, fällt mir ein, wie ich „Fräulein“ Capella leider einmal in große Not brachte: Sie hatte eine Überprüfung, lauter ehrwürdige Herren saßen im Klassenzimmer, welches man bereits mit 2 „m“ schrieb, über dem Lehrerzimmer war noch ein geschnitztes Brett „Lehrerzimer“ mit einem Strich über dem „m“, dieser Strich bedeutete früher eine Verdoppelung des Buchstabens. Jetzt führte sie ihren Musterschüler Falk vor und er sollte das Wort „Papier“ schreiben, was rauskam, war „Papir“. Sie flüsterte mir nun zu, wie es zu verbessern war und das klappte dann auch. Die Herren werden das wohl gemerkt haben. Ich, der ich später auch in einer solchen Position war, hätte das jedenfalls.

Einmal war auf dem Marktplatz ein Haus abgebrannt, das war natürlich für Landsberg ein trauriges aber doch sehr interessantes Ereignis. Warum zu wenige Lehrer anwesend waren, weiß ich nicht, es wurden jedenfalls Klassen zusammengelegt und wir mussten nun zeichnen, wie so ein Haus brennt.

Es gab dann auch „Schulspeisung“, aber zunächst nur für die Schüler (und nicht „innen“, denn es handelte sich um eine „Knabenschule“), die besonders unterernährt waren, was für mich nicht galt. Einmal sollte Fräulein Capella an diese Schüler „Drops“ verteilen, das brachte sie dann doch nicht übers Herz und teilte diese begehrten Bonbons an alle aus. Einmal gab es rote überreife Früchte mit großen schwarzen Kernen, die habe ich nie wieder gegessen. Es waren wohl Kaki aus Italien, die eigentlich gar nicht transportiert werden konnte.

Manchmal durften wir auch ins Kino nebenan, wo dann alte amerikanische Filme gezeigt wurden, Charlie Chaplin aß hier genüsslich seine Schnürsenkel und wurde

mit dem Haus verweht. Zu Weihnachten überraschten uns die amerikanischen Soldaten mit einer bunten Show, u. a. erinnere ich mich an einen Zauberer, der Ringe ineinander schlug, das war schon unglaublich. Beim Herausgehen gab es dann eine Tüte mit Süßigkeiten. Wenn ich heute bestimmte Desinfektionsmittel rieche, muss ich immer wieder an diese Veranstaltung denken, dort roch es genau so.

Einen Schulfreund hatte ich, der wohnte in unserer Nähe in einem Haus, von dem nur das Dach aus der Erde sah. Es mussten arme Leute gewesen sein, manchmal schickte ihn seine Mutter, er brachte Zuckermarken mit und bat um Zwiebellauch, weil wir ja einen Garten hatten. Erst jetzt erfuhr ich, dass es sich bei diesen Häusern um Unterkünfte der KZ-Gefangenen gehandelt haben muss.

5.2.2.4 Schulweg

Zur Schule gebracht wurde ich auch nur am ersten Tag, es waren ja auch nur ca. 2. km Problematisch war es dann wohl im Frühjahr 1947, als die Schneeschmelze den Lech so anschwellen ließ, dass er die nördliche Lechbrücke, die nur ein Provisorium über die gesprengte Brücke war, wegriss. Nun wurde der Weg eine Ecke länger, weil man über die Ostbrücke musste. Später dann wurde an der Nordbrücke eine Fähre eingesetzt, das war nichts anderes als ein Kahn, der an einem Drahtseil hing und in den vielleicht 15 Menschen hineinpassten, Man musste dazu eine Monatskarte kaufen und die bloß nicht vergessen. Das alles war kein echtes Problem wie auch der Schulweg, wenn fast undurchsichtiges Schneegestöber herrschte. Man machte das ohne Wenn und Aber und ohne zu klagen. Das war eben selbstverständlich, man kannte es nicht anders und es klappte immer. Die Nasen drückten wir uns dann an zwei Schaufenstern platt: einem Kunstgewerbegeschäft, in dem man handgefertigte Postkutschen sah oder ein Oktoberfestgespann aus Zinn – alles für uns unerschwinglich. 2007 schenkte mir meine Frau ein solches in München, das jetzt einen Ehrenplatz in meinem Schrank hat und das mich dann immer an diese Schulwege erinnert. Im Spielwarengeschäft gab es zunächst nichts, ein paar Holzspielzeuge vielleicht und später dann auch schon mal einige Blechspielzeuge. In‘s Schuhgeschäft Pflanz gingen wir auch manchmal und ließen unsere Füße durchleuchten, das machte Spaß, wenn man die einzelnen Knöchelchen sah. Dass wir auf diese Weise eine ganze Menge gefährliche Röntgenstrahlen abbekamen, das wusste damals noch niemand, man wusste noch nicht einmal, dass Röntgenstrahlen überhaupt gefährlich waren.

Der Heimweg führte uns immer über den Friedhof, wir schauten in die Leichenhalle, um zu sehen, wer gestorben war. Die Leichen wurden noch in offenen Särgen hinter Fenstern zur Schau gestellt. Keiner dachte sich etwas dabei, wir auch nicht. Es berührte uns auch weiter nicht, bis einmal, als ein im Stadtbad ertrunkener Jugendlicher ausgestellt wurde. Hier war ich zufällig dabei, als die Helfer versuchten, ihn wiederzubeleben. Mit ganz blauer Hautfarbe lag er nun im Leichenhaus.

5.2.2.5 Kirche

Schon als kleines Kind soll ich vor der Stadtkirche stehen geblieben sein, weil die Orgel spielte und ich diese hören wollte. Ich höre immer noch gerne Orgelmusik. Zur Kirche ging ich immer ganz gerne. Meine Oma nahm mich mit in die Kathari-

nenkirche, manchmal gingen wir auch in die Stadtkirche, die war natürlich viel schöner. Beides waren katholische Kirchen und für ein Kind natürlich viel prächtiger als die evangelischen. Vor allem bei der „Heiligen Wandlung“ wussten wir Kinder dann, dass der Liebe Gott jetzt in dem in die Höhe gehaltenen Gefäß war, das fanden wir gut.

Als mein Großvater mich dann mit in die evangelische Kirche nahm, fragte ich ihn danach, ob die Pfarrer da so arm wären, dass sie sich nur so einfache schwarze Kleider mit weißen Kragen leisten konnten. Das wurde dann auch geklärt. In der Kirche musste ich zu Weihnachten ein Gedicht aufsagen. Im Religionsunterricht hatte der Pfarrer kleine Zettelchen verteilt, auf denen der Text stand. Die Überschrift war: „Der ewige Dudler“. Die Großeltern wunderten sich beim Üben über den „Dudler“ und schauten sich den Text selber an. Der Pfarrer hatte sich vertippt, es hieß natürlich „Dulder“. Vor dem Kindergottesdienst durften wir auch schon einmal die Glocke läuten. Das war gar nicht so einfach, denn wenn man den Glockenstrang nicht rechtzeitig losließ, ging man einen Meter mit in die Höhe. Für uns Kinder war das ein großer Spaß. Einmal wurde im Kindergottesdienst verkündet, dass heute so ein Tag, ähnlich wie Weihnachten, sei. Wir sollten am Nachmittag wiederkommen. Und richtig - auf dem Pfarrhof waren lauter begehrenswerte Sachen aufgebaut, die eine Patengemeinde in Amerika gespendet hatte. Ein Amerikaner hielt eine Ansprache, die von einem Oberschüler übersetzt wurde. Unter anderem gab es Spielzeug in allen Farben, wie wir es gar nicht kannten. Als ich an die Reihe kam, erhielt ich leider nur eine große Dose Kondensmilch. Darüber freute sich meine Mutter aber um so mehr und versuchte, daraus Schlagsahne zu machen, was leider misslang. Wir genossen dann die Milch in kleinen Schlucken, ein Spielzeug wäre mir aber lieber gewesen.

5.2.2.6 Schule

Im zweiten Schuljahr bekamen wir den Lehrer Uhl, einen erfahrenen Pädagogen, der mit Kindern umzugehen wusste. Wenn jemand einmal sehr gut war, erhielt er ein Kreidekreuz auf die Stirn und durfte ein paar Minuten eher gehen. Stolz wurde das Kreidekreuz dann zuhause präsentiert.

Im dritten Schuljahr war unser Klassenlehrer der Rektor Hamberger. Entweder waren wir frecher geworden oder er konnte mit Kindern weniger gut umgehen. Oft mussten wir jedenfalls neben den Bänken knien, manchmal auch noch bis zu 20 Minuten nach Schulschluss, auf dem geölten Dielenboden, zur „Freude unserer Eltern“, die sich aber nicht trauten, dagegen einzuschreiten. Die Schule fand oft nachmittags statt und wir gingen jetzt häufig spazieren, um die Heimat zu erkunden. Im Oberland östlich von Landsberg hatte man eine Hochebene mit viel Landwirtschaft. Hier beobachteten wir die Bauern beim Pflügen und die ihnen folgenden Saatkrähen. In der Schule sprachen wir dann darüber. Wenn der Lehrer einen guten Haselnussstock fand, wurde er abgeschnitten und als Strafwerkzeug mit in die Schule genommen. Für leichtere Vergehen, wie Hausaufgaben nicht gemacht, gab es bis zu sieben „Tatzen“, das bedeutete Schläge auf die Handfläche (ein erheblicher Fortschritt gegenüber meinem Großvater, der die Schläge noch auf den Handrücken erhielt), bei schweren Vergehen (leise zum Lehrer A..loch gesagt, dem das aber verpetzt wurde)

sieben „Hosenspanner“, das bedeutete, das sich der Schüler über die erste Bank beugen musste und dann seine Strafe erhielt. Gut waren die dran, die eine Lederhose hatten, das soll doch einiges abgehalten haben. Mädchen durften auf diese Weise nicht bestraft werden. Bis auf ganz wenige Tatzen habe ich diese Schulzeit gut überstanden. Religionsunterricht gab es nur für katholische Schüler, die evangelischen waren aber freiwillig auch dabei, was sollten sie sonst auch machen. Ich konnte mich oft melden und war auch hier recht gut. Auf dem Nachhauseweg diskutierten wir dann über Fegefeuer und Todsünden und überprüften uns selber. Dennoch waren hier die evangelischen Schüler besser dran: sie brauchten nicht zu beichten. Richtig zornig gingen wir nach Hause, als wir erfuhren, dass die Juden dafür verantwortlich waren, dass Jesus ans Kreuz geschlagen wurde. Das nahmen wir den Juden zutiefst übel. Lachen konnten wir nur über die „Mohamedaner“, weil deren Gott Allah hieß, wie kann ein Gott „Allah“ heißen. So war der Religionsunterricht…

In der vierten Klasse gab es nun auf schulischem Gebiet den ganz großen Fortschritt. Es wurde eine evangelische Schule gegründet. Da es aber in Landsberg gar nicht so viel Protestanten gab, wurde man noch moderner, es gab Koedukation, also Mädchen und Jungen in einer Klasse. Dumm nur, dass es immer noch nicht reichte, also wurden auch noch die dritte und vierte Klasse zusammengelegt und während die einen Aufgaben lösten, wurden die anderen unterrichtet. Tatzen und Hosenspanner gab es aber auch hier. Den Religionsunterricht hielt ein Vikar, wir lernten die biblischen Geschichten, und hatten großes Interesse daran. Dieser Vikar – gesegnet mit einem großen Adamsapfel - besuchte uns auch einmal in der Pfettenstraße, mein Großvater – Kirchenvorstand – hatte ihn eingeladen. Es gab Weißbrot und Aprikosenmarmelade – wer weiß wo meine Mutter das aufgetrieben hatte. Nach der ersten Scheibe fragte der Vikar, ob er noch eine nehmen dürfte, na klar. Die Großmutter ermunterte ihn, weiter zu essen, bei jeder Scheibe fragte er wieder und er durfte immer noch eine nehmen und genießen.

5.2.2.7 Kleidung

Die Kleidung für die Schule war schon ein Problem. Man hatte Bekleidungskarten und hatte danach ein Anrecht, bestimmte Kleidungsstücke zu bekommen - wenn es welche gab, und das war eigentlich sehr selten. Gut dass meine Mutter in der Haushaltungsschule auch Handarbeiten gelernt hatte, so konnte sie schon einiges auf unserer Singer-Nähmaschine selber nähen. Alte Pullover wurden wieder aufgetrennt, die Wolle evtl. gefärbt und neu gestrickt, wenn man Glück hatte, von der Lehrerin bewundert, was dann wieder meiner Mutter gefiel. Im Sommer trug man Lederhosen, die untereinander getauscht wurden, wenn sie nicht mehr passten. Ganz stolz war ich, als ich zum 9. Geburtstag eine neue bekam. „Das ist ein ewiges Werk“ soll ich dazu gesagt haben. Lederhosen trug man damals bis zum 16. Lebensjahr, manche ihr ganzes Leben lang. Jeans wären da schon der große Wunsch gewesen, die gab es aber nur in Amerika, in Deutschland gab es in den Fünfzigerjahren schwarze „Farmerhosen“, richtige Bluejeans erst viel, viel später.

Frau Steiniger, von der ich schon wegen des Honignuckels berichtete, war Schneiderin, die auf „Stehr“ (ich habe das Wort nur noch so im Kopf, die richtige Schreibwei-

se habe ich nicht herausbekommen) ging. Sie kam einige Tage, bekam Lohn, Kost und Logis und nähte alles, was genäht werden musste. Einmal bekam ich einen wunderbaren blauen Wintermantel mit passender Schirmmütze. Meine Mutter hatte eine amerikanische Wolldecke gefunden, diese blau gefärbt, und Frau Steiniger nähte. Die Pappe für den Schirm der Schirmmütze wurde aus dem Umschlag einer Sammelmappe mit Bildern über den Ersten Weltkrieg entnommen, hier fehlt natürlich jetzt immer noch eine halbe Umschlagseite.

Schuhe waren eine Rarität. Oft wurde getauscht in einer Tauschzentrale, die gegenüber der Stadtkirche war. Wir brachten dort Schuhe vom Großvater hin, es kam ein Schild dazu, welche Ware man dafür haben wollte und man fragte ab und zu nach.

5.2.2.8 Mein Vater

Von meinem Vater hatten wir seit Kriegsende nichts mehr gehört. 1946 kam dann einmal eine Postkarte mit dem kurzen Vermerk: „Ich lebe und es geht mir gut“ aus dem britischen Internierungslager in Hamburg-Neuengamme und seiner Adresse. Zu Weihnachten wurde dann ein großes Paket mit schönen Dingen (meist essbaren), die man irgendwo zusammenhamsterte und organisierte, gepackt und nach Hamburg gesandt. Der Inhalt war wohl zu lecker, beim Empfänger kam er nie an. Mein Vater beklagte sich später auch, dass die Wachmannschaften ihm bei der Einlieferung sämtliche Barmittel abgenommen hätten, und er gar nichts mehr hatte. Im Lager mussten sich die Internierten selber beschäftigen, Arbeit gab es nicht. Da mein Vater Nichtraucher war, konnte er mit den Zigaretten, die jeder bekam, einiges eintauschen, was er dann auch nach Landsberg schickte. Ich erhielt zu Weihnachten, wahrscheinlich 1946, im Lager aus Holz geschnitzte Kasperle-Köpfe, die meine Mutter bekleidete. Im Kunstgewerbegeschäft erstand sie ein Kasperltheater, sehr schön bemalt, das stellte man auf einen Tisch und konnte sich dann stundenlang damit beschäftigen. „Kasperl-Larifari“ stand auf der Vorderseite und auf der drehbaren Rückseite waren zwei Tore Landsbergs künstlerisch gestaltet.

Einmal kam ein geheimnisvolles Paket, es wurde ausgepackt und der Inhalt war der von einem Künstler geformte Kopf meines Vaters – in Gips. Er fand einen Ehrenplatz auf einem schmalen hohen Ständer, auf dem früher eine Asparaguspflanze viele Jahre ihr Leben gefristet hatte. Es kam, wie es kommen musste: Ich spielte im Wohnzimmer, berührte den wackeligen Ständer, es gab einen Knall und Geklirr und auf dem Boden mein Vater als Scherbenhaufen. Weinend lief ich in die Küche: „Mutti, Mutti, ich hab den Vati kaputtgemacht“! Vati wurde dann zusammengefegt und entsorgt. Strafe bekam ich keine, es war ja eh zu spät.

Später erzählte mein Vater allen Ernstes, dass „die Engländer“ aus dem KZ-Neuengamme die Matratzen entfernt hätten, und dass er und seine Mitgefangenen nun auf den Holzlatten schlafen mussten. Wusste er wirklich nicht, wie es wirklich war? Ich verstehe das nicht.

In den 70er Jahren schickte er mir noch einen Ausschnitt aus der National-und Soldatenzeitung mit dem Bericht, dass die KZ-Opfer von Bergen-Belsen nicht durch die Nazis umgekommen seien, sondern durch das fette Dosenessen, welches sie von den

Engländern nach der Befreiung bekamen - "gegen Deine rosarote Brille“ schrieb er. Er wollte wohl immer noch nicht wahrhaben, welche Verbrechen auch in seinem Namen geschehen sind, oder konnte er sich das wirklich nicht vorstellen?

Nachdem mein Vater entlassen war, setzte er sich in Hannover in einen Zug, leider in den falschen. Als er es bemerkte, war es zu spät, er lief durch den ganzen Zug und - solche Zufälle kann es eigentlich gar nicht geben - fand seine Mutter, von der er dachte, dass sie in Breslau zu Tode gekommen sei. Sie hatte in Wörderfeld in Westfalen bei einem Bauern eine kleine Hütte als Wohnung erhalten. Weil er sich nach der Entlassung weiter in der britischen Zone aufhalten musste, kam er für einige Zeit bei seiner Mutter unter, sammelte Bucheckern und schickte uns nach Landsberg auch mal eine Dose Öl, was eine Rarität war, denn Fett gab es nur auf „Marken“ und das sehr wenig. Als wir einmal planten, meinen Vater in Norddeutschland zu besuchen, sollte ich in Hausschuhen gehen, weil ich mit meinen Schuhen nur kurze Strecken gehen konnte, sie waren viel zu klein. Dort hätten wir vom Bahnhof einige Kilometer gehen müssen. Die Fahrt zerschlug sich dann, weil die Genehmigung, in die britische Zone einzureisen, viel zu spät kam. Weil das Zimmer bei meiner Großmutter zu klein war, nahmen ihn Verwandte in Hänigsen auf, in dem Haus, welches einmal mein Urgroßvater gebaut hatte. Hier wartete er auf seine Entnazifizierung, die er 1948 erhielt. Er sollte 200 Reichsmark Gerichtskosten bezahlen, von denen er schon 50 Mark vorausgezahlt hatte. Er durfte wieder als Gewerbelehrer arbeiten, nicht als Gewerbeoberlehrer, als Tapeziermeister hätte er ohne Einschränkungen arbeiten dürfen. Fünf Jahre lang verlor er das passive Wahlrecht. Von einer Geldbuße konnte ich in den Entnazifizierungspapieren nichts finden. Die restlichen 150 Mark ließ er sich immer wieder stunden, bis sie in den 50-er Jahren durch einen generellen Erlass nicht mehr erhoben wurden.

5.2.2.9 Kinderspiele

Zum Spielen gingen wir Kinder oft zum Bauernhof und fragten, ob man im Heu spielen dürfte. Das durften wir dann auch, man konnte meterweit tief ins Heu springen und dann noch einmal ein paar Meter tiefer. Dummerweise war da aber nur ein mit etwas Heu bedeckter Betonboden. Ich blieb liegen, bekam länger keine Luft, rappelte mich dann aber langsam wieder und schlich nach Hause, ohne dort etwas zu erzählen. Vielleicht hätte ich dann ja nicht mehr im Heu spielen dürfen. Da brach man schon mal mit einem Bein in die Jaucherinne ein, ein anderes Mal öffnete ich an einem Tankwagen die hintere Öffnung und machte sie schnell wieder zu, ein Jaucheschwall, angereichert mit Hühnermist, hatte sich über mich ergossen, nass und stinkend kam ich nach Hause, wo dann festgestellt wurde, dass ich auch noch voller Flöhe war.

Die Wachmannschaft für das Kriegsverbrechergefängnis Landsberg wurde von Polen gestellt. Einer dieser Bewacher hatte sich hinter einer der früheren Dienstwohnungshäuser am Hindenburgring eine Schäferhundezucht angelegt, die immer größer wurde. Mit dem ganzen Rudel Hunde spazierte er über die Pfettenstraße und dann in die Wiesen. Andere Hunde mussten sich in Acht nehmen, die wurden vom Rudel gejagt, so auch unser neuer Kurzhaardackel „Seppl“, der einmal fürchterlich gebis-

sen wurde. Meistens konnte er sich aber unter unseren Schuppen retten. Eines Nachmittags ließ der Hundehalter am Rande der Müllgrube einen seiner vielen Hunde „Platz“ machen und schlug mit einem schweren Holzknüppel immer wieder auf den Kopf des Hundes ein, der dann leblos liegen blieb, dann zog er mit dem Rudel weiter. Wir schauten nach dem Hund, der aber immer wieder zuckte und sich etwas bewegte, er lebte also noch. Als das Rudel zurückkam, sprach meine Oma den Polen an, ob er seinen Hund nicht erlösen wolle, was er dann auch tat. Solche Bilder prägen sich ein.

Ein anderes Mal hatte ich furchtbare Albträume. Nachdem ich aufgeweckt worden war, kam ich erst gar nicht zu mir. Meine Mutter und der Nachbar entdeckten am nächsten Morgen, dass jemand um die einsam gelegenen Häuschen gegangen sein musste, mit Schuhen, die ein ganz markantes Profil hatten. Wir sahen einmal einen Mann, der durch den Zaun das Anstaltsgartens kletterte und diesen dann inspizierte. Im Frühjahr erhielten wir Besuch von der Polizei. Als die Frühjahrsbearbeitung im Anstaltsgarten wieder begann, entdeckten die Gefangenen im Klohäuschen eine Leiche, die quer auf das Abtrittbrett gelegt worden war. Ich weiß das, weil man uns bei der Kripo bei der Befragung die entsprechenden Fotos zeigte, auch mir. Erschlagen wurde der Mann mit einer Spitzhacke, die der Unbekannte aus unserem Schuppen gestohlen hatte. Später erfuhren wir, nachdem man den Mörder gefangen hatte, dass er jemanden, dem er angeblich eine goldene Uhr abkaufen wollte, an unsere Häuschen gelockt hatte, indem er behauptet hatte, dass er dort wohne. Hier hat er ihn dann auch erschlagen.

Manchmal wohnten Angehörige der im Gefängnis Inhaftierten bei uns. Ein Mädchen schilderte, wie man in Norddeutschland Knallkörper produzierte. Man brauchte dazu einen hohlen Schlüssel, in den ein Nagel passen musste. Den Nagel befestigte man mit einem Drahtbogen am Schlüsselkopf. Jetzt füllte man den Schlüssel mit dem, was man von Streichholzköpfen abschaben konnte, setzte den Nagel darauf, hielt das Ganze am Drahtbogen und schlug den Nagel kräftig auf einen Stein. Gebastelt, getan - die Wirkung war ungeheuer. Er gab einen großen Blitz und einen riesigen Knall. Der Schlüssel war zerfetzt und in der Anstalt gingen alle Lichter an. Es gab Alarm und Jeeps suchten die ganze Gegend ab, fanden den Heckenschützen aber nicht.

Ich las zwar nicht Karl May, aber gehört hatte ich schon, wie man in der Pairie feststellte, ob ein Zug kommt. Wir Kinder kletterten am Ende der Frühlingsstraße die Böschung vor der Überführung hinunter, die am Ende einer Gleiskurve lag und legten die Ohren auf die Schiene. Im gleichen Augenblick kam die Dampflok um diese Kurve, pfeifend, wir konnten gerade noch zurückspringen, beschimpft vom aus dem Fenster gelehnten Lokführer.

Schön war es auch im Sommer, wenn der Lech wenig Wasser führte. Man stieg dann über die Steine und suchte nach ein paar verirrten Fischen zwischen den Steinen.

Meine Großeltern hatten sich vom „Wagner“ einen Handwagen arbeiten lassen. Den bekam ich auch und fuhr damit den Waitzinger-Berg hinunter – vorne sitzend und mit den Füßen lenkend. Zuvor hatten hier Seifenkisten-Wettrennen stattgefunden. Der Wagen wurde vollgeladen mit Kindern und ab ging's. In der Nähe des alten

Friedhofs fuhr ich dann eine Kurve nach links und brachte in dieser geraden Nebenstraße den Wagen zum Stehen. Das ging natürlich nur, weil es keine Autos gab. Man mag sich gar nicht vorstellen, wenn eines der wenigen, die von vor dem Krieg noch übrig waren, hier gefahren wäre. Mein Freund Hansi wollte den Wagen dann auch einmal lenken, also stiegen wir nach hinten und er fuhr. Er bekam zwar die Kurve, fuhr dann aber nicht in die Straße, sondern kurvte weiter in den Straßengraben. Wir stiegen alle aus, sein Arm tat weh. Wir brachten ihn nach Hause, sein Arm war gebrochen. Als mich später seine Mutter einmal ansprach, warum ich ihn denn im Krankenhaus nicht besucht hätte, hatte ich gar kein Unrechtsbewusstsein, ich hatte den Wagen doch nicht gefahren. Am Wagen war gottseidank nichts passiert.

Der „Waitzinger-Berg“ ist heute die Augsburger Straße, vielleicht auch damals schon. Oben gab es die „Waitzinger-Bräu“, eine Brauerei, aus der es, wenn gebraut wurde, immer schrecklich nach dem bitteren Hopfen stank. Hier holten wir Bier und Limonade. Man brachte Bierbügelflaschen mit, ein Fass war aufgebockt und davor saß ein Mann mit einem Schläuchchen, der damit die darunter stehenden Flaschen füllte, immer wieder, bis kein Schaum mehr kam. Das Bier enthielt auch kaum Alkohol, richtiges Bier erhielten nur die Amerikaner.

Ich denke, wenn das alles auch komprimiert dargestellt war, dass Kinder heute solche Dinge nicht mehr machen, weil die Eltern viel zu sehr aufpassen. Passiert ist uns auch nichts, es hätte aber leicht sein können, wie an dem Tag, an dem ich mit Freunden in der neben den Häuschen liegenden Müllgrube einmal ein kleines Feuerchen machte. Ehe wir uns versahen, breitete sich das aus und griff auf die gesamte Grube über, neben den Holzhäuschen. Da bekamen wir es mit der Angst zu tun und „hauten ab“. Erst nach Einbruch der Dunkelheit traute ich mich ins Haus zurück, welches noch stand. Tief in der Grube war eine noch glühende und rauchende Masse zu erkennen. Wahrscheinlich waren Mutter und Großeltern froh, mich wieder zu haben, ich kann mich an keine Strafaktionen erinnern.

Für mich war das die schönste Zeit im Leben, unbeschwert, gut in der Schule, viel Freiheit in einer wunderbaren Landschaft mit ihren schönen hohen Gräsern, Grillen und Kühen. Unser Häuschen war umgeben von (fast) Allgäuer Weiden. Ich freundete mich mit einem Kälbchen an und wir hatten viel Spaß miteinander. Es gab hier unglaublich viele Grillen, die zum Jagdobjekt wurden. Man musste das Grillenloch erst einmal orten, indem man dem Gezirpe nachschlich. Entdeckte man eine Grille, hatte sie keine Chance mehr, obwohl sie sofort in ihr Loch verschwand. Jetzt kamen die hohen Gräser zum Zuge. Ein Gras wurde aus seiner Hülle gezogen, langsam ins Grillenloch eingeführt und hin und her bewegt, bald kam die Grille zum Vorschein und landete im Karton, der in der Nähe des Häuschens wieder entleert wurde. Im Sommer hatten wir in unmittelbarer Nähe die schönsten Grillenkonzerte. Im Mai gab es Maikäfer, die wir zumindest in 1949 in riesigen Mengen fingen und dann an die Hühner verfütterten, indem wir vorher den Kopf mit den Fingern abgeschnippsten. In den vorangegangenen Jahren gab es weniger, die dann in Streichholzschachteln untergebracht wurden und nach König, Schornsteinfeger usw. sortiert wurden. Im Juni fingen wir Junikäfer, es waren aber nicht die, die abends in großen Schwärmen

die Baumwipfel umkreisen, wir fanden diese in Kornfeldern, sie waren so groß wie Marienkäfer, sahen sonst aber aus wie kleine Maikäfer.

Im Sommer sahen wir den Bauern bei der Ernte zu oder halfen auch schon mal. Im Heu zu steigen war eine beliebte Tätigkeit. Zunächst war das Gras von Männern mit Sensen, die zwischendurch immer wieder mit dem Schleifstein geschliffen werden mussten, geschnitten worden, es gab aber auch schon Trecker mit abklappbaren Schnittvorrichtungen. Das getrocknete Heu wurde dann von Helfern mit Heugabeln auf die von Pferden oder Ochsen gezogenen Leiterwagen abgelegt. Heuballen, wie sie heute üblich sind, gab es noch nicht. Ab einer gewissen Höhe musste das Heu auf dem Wagen dann von Hand verteilt werden, dazu konnte man uns Kinder gut gebrauchen. Nach Hause durften wir dann oben im Heu mitfahren.

Manchmal fuhr ich auch mit dem Knecht auf den Acker, der hier landwirtschaftliche Arbeiten durchführen musste. Dann durfte ich schon mal das Fuhrwerk führen, wobei ich zunächst erheblich vom Weg abkam. Zurück ritt ich dann fröhlich, auf dem Kaltblüter sitzend, vor unserem Häuschen vorbei. Die Großeltern winkten mir zu. Heute würde man vor Angst erstarren, denn wie leicht könnte man ja vom Pferd fallen und vom gezogenen Wagen überfahren werden. Damals hatte man damit keine Probleme.

Die Männer, die die Hecke entlang der Pfettenstraße schnitten, freuten sich, wenn ich bei ihnen war und ihnen auch meinen Hasen „Hansi“ zeigte. Es stellte sich dann heraus, dass einer von Ihnen der ehemalige Reichspressechef Otto Dietrich war. Die Großmutter erschauderte vor Ehrfurcht und durfte dann Wasser kredenzen, zur Erfrischung durfte es lediglich etwas Essig enthalten.

5.2.2.10 Der Galgen

Probleme hatte ich sehr lange mit den massenhaften Hinrichtungen, die wir in unserem Häuschen sehr intensiv mitbekamen. In diesem Zusammenhang will ich mich nicht mit der Schuld dieser Menschen auseinandersetzen, sondern nur mit dem, was ich als Kind zwischen 7 und 9 Jahren und meine Familie dabei empfanden und wie wir das erlebten. Die Hintergründe sind in Wikipedia umfassend dargestellt, am Ende meines Berichts stelle ich die Internetadressen zusammen, in denen man Informationen über die Hintergründe erfährt, das wussten wir damals aber alles noch gar nicht.

Ich wollte ja, wie oben schon erwähnt, bereits vor zwei Jahren meine Erinnerungen niederschreiben. Dabei recherchierte ich auch über diese Menschen und musste mir viele Gedanken machen. So kann man auch in Depressionen fallen und schlechte Träume haben. Ich konnte dann einfach nicht weiter an den Erinnerungen schreiben, es ging einfach nicht. Wahrscheinlich habe ich danach durch einige Gespräche im kleineren und größeren Kreis darüber sprechen können und ich muss sagen, dass ich diese Probleme heute nicht mehr habe, vielleicht liegt das auch etwas am Alter, ich bin jetzt über 70 Jahre alt.

Bei Google-Earth habe ich jetzt nachgemessen, der Galgen des Kriegsverbrechergefängnisses war von unserem Häuschen 200 m entfernt. Natürlich war die Gefängnis-

mauer dazwischen. Daneben stand die „Hitlerzelle“, das war ein eigenes kleines Gebäude.

Vom Galgen und den Hinrichtungen erfuhr ich als Sechsjähriger, als ich einmal im „Anstaltsgarten“ feinen Staub auf meinen kleinen Wagen lud, warum auch immer. Es war in der Nähe des Beerdigungsortes in Spötting. Da kam Pfarrer Morgenschweis mit einem Kreuz, zwei Gefangene zogen einen Plattenwagen, auf dem zwei Särge lagen. Die Großeltern erklärten mir jetzt, was da hinter den Gefängnismauern geschah.

Mit fällt jetzt auf, dass ich, wenn ich Großeltern schreibe, wahrscheinlich fast immer nur die Großmutter gemeint habe. Mein Großvater sprach wenig, über solche Dinge schon gar nichts. Vom Häuschen aus sah man auf die Todeszellen, die zu dreiviertel verhängt waren, nur oben war ein Schlitz, um Helligkeit in die Zelle zu lassen.

Angehörige dieser Gefängnisinsassen wohnten manchmal bei uns, da es sich herumgesprochen hatte, dass die Großeltern sehr gastfreundlich waren. Manche dieser Menschen hatten selber nichts und waren für eine Tasse Kaffee und eine Übernachtung dankbar. Manche nahmen mich dann auch zum Besuch der Angehörigen im Gefängnis mit. Hier durften die Kinder dann hinter die Gitter direkt zu den Verurteilten und auf deren Schoß sitzen. Manche trugen rote Jacken. Das waren die zu Tode Verurteilten, die häufig vor ihren Angehörigen lustig und aufgeschlossen waren, wahrscheinlich um diese nicht noch mehr zu belasten. Es waren nette junge Männer, die diese roten Jacken trugen. Ich machte mir aber keine Gedanken, warum diese Menschen erhängt werden sollten, es war in Landsberg die allgemeine Stimmung, dass hier Siegerjustiz geübt wurde und dass diese Menschen wahrscheinlich alle zu Unrecht eingesperrt waren, denn sie hätten ja nur Befehle befolgt. Diese Menschen taten mir einfach nur leid.

An den Tagen, an denen in größerem Umfang hingerichtet wurde, wurde dann der gesamte Anstaltsbereich abgeschirmt, Militärpolizisten mit weißen Helmen und weißen Handschuhen fuhren mit ihren Jeeps die Wege ab. Am Abend zuvor durften die Todeskandidaten noch einmal aus einem großen Fenster mit Sicht auf unsere Häuschen die Landschaft betrachten. Sie waren ja wochen-- und monatelang in halbdunklen Zellen eingesperrt gewesen. Das wussten auch die Angehörigen, die dann bei uns wohnten und am Abend noch einmal einen letzten Blick von Ferne auf ihre Männer und Väter werfen durften. Besuchen durften sie diese nicht mehr. Je nachdem wie der Wind stand, hörte man auch noch ihre letzten Worte wie: „Gott beschütze meine Familie und mein Vaterland“ und dann hörte man die Klappe. Am Mittag fuhr dann ein Lkw viele, viele Särge auf den nahe gelegenen kleinen Friedhof, wo dann nur noch eine Nummer auf dem Grab angebracht wurde. Erst vor einigen Jahren las ich dann in einer Zeitung, dass es sich bei den Todeskandidaten im Wesentlichen um KZ -Bewacher gehandelt haben soll. Des öfteren hörten wir auch Salven, d. h. dass jetzt Ausländer hingerichtet worden waren, Deutsche endeten am Galgen und - so hörte man - wenn sie einmal nicht das Genick gebrochen hatten, wurde ihnen solange Wasser in die Luftröhre gegossen, bis sie tot waren. Der Henker hatte ein deutsches

Mädchen, welches wir gut kannten. Später soll er in Amerika beim Testen eines elektrischen Stuhles durch einen Unfall auf diesem ums Leben gekommen sein.

Neben dem Haus stand ein alter Wildbirnbaum, die ungenießbaren Früchte nannten die Leute „Holzbirnen“, auf dem mir mein Onkel bei einem Besuch eine Sitzbank gebaut hatte. Hier hatte man einen schönen Überblick über die Landschaft. Ich wollte aber eigentlich doch einmal den Galgen sehen. Ich kletterte also höher und höher bis ans Ende eines immer dünner werdenden Astes, der sich auch noch bewegte. Ich sah nichts, dennoch bekam ich es jetzt doch mit der Angst zu tun, einen Absturz hätte ich sicher nicht überlebt. Voller Furcht trat ich langsam den Rückzug an und erreichte glücklicherweise meine Bank. Das hätte auch schief gehen können.

5.2.2.11 Der Garten

Wir hatten hier ein kleines Paradies. Um uns herum die Voralpenwiesen, hinter dem Haus einen sehr großen Garten und einen Schuppen und daneben die Müllgrube, in der es für Kinder immer etwas zu entdecken gab. Unangenehm waren zunächst nur die vielen Ratten aus der Müllgrube. Die wurden in Fallen gefangen und als unser Nachbar eine in der Falle immer wieder schreien ließ – was ich ganz furchtbar fand – trauten sich die Verwandten längere Zeit nicht mehr zu uns. Nachdem die Müllgrube abgebrannt war, war dieses Problem auch behoben. Im Garten gab es alles, was das Herz (damals) begehrte. Gemüse in allen Variationen, viele Tomaten, an denen ich mich gütlich tat und aus denen die Oma im Sommer immer wieder die gute Tomatensuppe bereitete, in die dann die aus alten Brötchen gebratenen Croûtons kamen. Viele schöne große Sonnenblumen gab es da, aber auch Kartoffeln. Großvater bestellte im Frühjahr Saatgut in einem Versandhandel, das dann in einem „Mistbeet“ angezogen wurde. Es musste viel gegossen werden, aber Wasser hatten wir ja. Als das Haus gebaut wurde, hatte Großvater und der Nachbar eine Wasserleitung von einem Brunnen im Anstaltsgarten bis zu den Häusern gelegt – einfach so. Wie mir einige Jahrzehnte später die Nachbarin erzählte, hatte man die „schwarz“ gebaute Leitung entdeckt und sie sollte das Wasser für die ganze Zeit nachbezahlen. Wie die Geschichte ausging, weiß ich nicht. Im Sommer sammelten wir dann auf den Wiesen Kuhfladen, rührten diese in einer großen Wanne mit Wasser auf und gossen die Gemüsepflanzen. Soooooo große Blumenkohlköpfe hatten wir.

Unsere Ernährung war sehr gesund, denn wir waren notgedrungen fast reine Vegetarier. Selten gab es Fleisch, da musste die Oma schon morgens früh um fünf Uhr losgehen, um sich beim Fleischer anzustellen, damit sie noch etwas bekam. Sie ging auch manchmal zur „Freibank“, um überhaupt an Fleisch heranzukommen. Sonst gab es - wie in Bayern üblich - viel Teigwaren. An Mehl zu kommen, war aber auch nicht ganz einfach. So organisierte meine Mutter eines Tages einen Sack Weizen und hob diesen in ihrem kleinen Zimmer auf, sie schlief aber nicht dort. Jetzt wollten wir das Getreide nach Kaufering zum Müller bringen, um es gegen Mehl einzutauschen, aber das Getreide war zum größten Teil fort, nur der Sack mit einigen Körnern lag noch herum. Glücklich waren wir dann, als das Getreide doch wieder auftauchte. Mäuse hatten es sich im Federbett meiner Mutter gemütlich gemacht und das gesamte Korn in dieses Bett geschleppt. Es wurde jetzt also wieder zusammen gesammelt

und im Handwagen nach Kaufering gefahren, fünf km hin und fünf zurück, für mich ein endloser Weg.

5.2.2.12 Die Währungsreform

An einem wunderschönen Sommertag, ich hatte Junikäfer in Getreidefeldern gesammelt und saß auf der Veranda unseres Häuschens, kam plötzlich unsere Nachbarin, Frau Schnee, und erzählte, dass morgen die Währungsreform sei. Sie hätte es im Radio gehört. Wir hatten leider keinen Empfänger mehr, mit dem hatte ein Blitz kurzen Prozess gemacht. Morgen könnte man sich das neue Geld abholen. Ich wusste nicht so recht, was das war, es lag aber eine Aufbruchstimmung in der Luft, alles sollte nun besser werden, und das geschah auch so. Gleich nach diesem 20. Juni 1948 gab es bald wieder den Markt auf dem Marienplatz. Als erstes kaufte mir meine Mutter eine (sehr kleine) Banane – sie kostete entweder 0,50 DM oder 5 Reichsmark. Fünfzig–Pfennig-Münzen gab es damals noch gar nicht, also zahlte meine Mutter 5 RM. Vielleicht war die Banane noch nicht ganz reif, so toll schmeckte die nun auch wieder nicht. Und deswegen waren wir vorher extra ins Kino gegangen, um einen Pat-und-Paterchen-Film anzusehen, weil es in diesem einen Bananenstrauch mit Bananen zu sehen gab. An das neue Geld musste man sich erst gewöhnen, statt Münzen gab es kleine Fünf- und Zehnpfennigscheine. Jetzt waren die Schaufenster wieder voll, man hatte viele Wünsche, aber leider kein Geld. Ganz toll fand meine Mutter, dass sich gegenüber dem Bahnhof ein Obstkiosk etablierte. Hier konnte man nun wieder Früchte kaufen, die man kaum oder gar nicht kannte, wie z. B. Pfirsiche und grüne Pflaumen. Lebensmittelmarken aber gab es immer noch. Meine Mutter, die so gerne Butter aß, bekam diese(n) (Norddeutschland: Die Butter; Bayern: Der Butter) erst im Jahr 1950 wieder ohne Marken, das war was. Genauso wie Zucker, den hätte es jetzt auch ohne Marken gegeben, wenn es welchen gegeben hätte. In Landsberg auf der Lechbrücke gab es sogar wieder Eis am Stil, gefrorenes buntes Zuckerwasser.

Den Wirtschaftsaufschwung konnte ich hautnah mit der Kiesgrube in der Pfettenstraße beobachten. In diese Grube war seit dem Krieg vieles entsorgt worden, alte Gulaschkanonen (von denen stammte unser Waschkessel), Autos und unendlich viele Dinge, die man zunächst nicht mehr gebrauchen konnte. Plötzlich aber hatte Schrott wieder Wert, die Grube ist bestimmt bis in die tiefsten Tiefen mehrfach von Schrottsammlern ausgehoben worden, um die metallhaltigen Gegenstände wieder zu bergen und zu Geld zu machen.

5.3 Die Zeit nach Landsberg

Mein Vater hatte 1949 in Celle nahe Hannover wieder eine Anstellung als Gewerbelehrer erhalten, er musste sich aufgrund einer Auflage weiterhin in der britisch besetzten Zone aufhalten. Irgendwann im Herbst 1949 kam in Landsberg eine Lehrerin, um mir Nachhilfeunterricht zu geben. Ich verstand die Welt nicht mehr, ich war doch gut in der Schule. Der Grund war der, dass in Norddeutschland die Schule nach Ostern begann, in Bayern aber erst im September, ich musste also ein halbes Jahr vorlernen. Das klappte ganz gut.

Meine Mutter siedelte dann nach Celle zu meinem Vater über. Ihm war vom Wohnungsamt das beschlagnahmte Wohnzimmer des Besitzers eines winzigen Häuschens zugewiesen worden.

Zu Weihnachten 1949 besuchten meine Eltern die Landsberger Großeltern, wir feierten Weihnachten, ich bekam von den Großeltern ein wunderbares Spielzeug, einen Gama-Traktor mit Anhänger zum Aufziehen. Als ich aber ins Weihnachtszimmer kam, war nichts zu sehen und ich war zunächst ganz enttäuscht. Mein Vater hatte den Trecker versteckt und ich fand ihn erst etwas später hinter einem Karton. Angeblich machte man das in Schlesien so. So kann man einem Kind auch die Freude verderben. Das geschah später noch des öfteren. Zu Sylvester machten wir das übliche „Bleigießen“. In meinem Gebilde sah ich einen Mann, der eine Sense über den Kopf hielt und sagte das auch. Das war allen sehr peinlich, mein Großvater wusste aber sowieso schon Bescheid, dass er nicht mehr lange zu leben hatte und wusste wohl, dass dieses Orakel ihm galt. Es gab dann Würstchen und Kartoffelsalat, ich fragte, ob ich noch ein Würstchen haben könnte, da stand mein Vater auf und verhaute mir den Hintern. Warum, das weiß ich bis heute nicht. Da gab es natürlich eine großen Krach mit den Großeltern. Zu Neujahr fuhren wir dann nach Celle, 12 Stunden dauerte die Bahnfahrt. Von München bis Nürnberg war die Strecke schon elektrifiziert, von dort aus ging es mit Dampfloks weiter. Auf einer steilen Strecke wurde sogar eine zweite Lok zum Schieben hinten angekoppelt. An einigen Bahnhöfen wurde Wasser aufgenommen. Dazu waren große Rüssel an den Bahnsteigen angebracht, mit denen die umlaufenden Tanks an den Loks aufgefüllt wurden. Wir erreichten Celle an einem kühlen, nieseligen, grauen Januartag. Da war meine Kindheit vorbei. An schöne Begebenheiten erinnere ich mich dann so gut wie gar nicht mehr.

In der neuen Schule wurde ich gehänselt, weil ich so komisch sprach, wegen meiner Bergstiefel wurde ich ausgelacht, Lederhosen kannte man hier auch noch nicht. In der Pause schloss ich mich in eine Schülertoilette ein, weil die anderen mich verhauen wollten. Ein Lehrer schaute aber über die Abschirmung in jede Toilette hinein und wer vollständig bekleidet war, bekam von ihm einige kräftige Ohrfeigen. Es war also gehupft wie gesprungen. In Aufsätzen schrieb ich schlechte Noten, wegen der „merkwürdigen“ Formulierungen, dafür bekam ich dann von meinem Vater zuhause Prügel mit einem Buchenstab, der dabei zerbrach. Das hörte erst auf, als ich so groß war, dass ich mich wehren konnte.

Mein Vater behauptete 1950 einmal, dass die Sonne nicht mehr scheine und fragte sich, warum immer nur Nebel herrsche. Der Grund war, dass sich bei ihm ein Gehirntumor gebildet hatte. Er wurde in Bochum erfolgreich operiert, meine Mutter war in der Zeit bei ihm und ich wohnte bei Nachbarn.

Es gab für mich noch einmal zwei Lichtblicke, 1950 und 1951 durfte ich in den Ferien nach Landsberg, um das Leben in vollen Zügen zu genießen. Stolz ging ich mit meiner braunen Schülermütze durch die Straßen, so etwas gab es in Bayern nicht. Großvater litt an Darmkrebs und hatte mit seinem Sterben so lange gewartet, bis er mich 1951 noch einmal sah und einige Male mit mir gesprochen hatte. Er starb unter großen Qualen, wir beerdigten ihn unter vielen Tränen, und nachdem viele Reden gehalten worden waren, auf dem Stadtfriedhof rechts neben der Kapelle.

1950 war mein Bruder zur Welt gekommen, 1954 meine Schwester, ich gehörte in dieser "neuen" Familie eigentlich nie richtig dazu. Das ließ mich mein Vater auch immer wieder merken. Er hatte inzwischen ein sehr einfaches Siedlungshäuschen in einem Vorort Celles gekauft. Bezahlt sollte es mit dem Geld werden, welches meine Großmutter als Erlös für das Häuschens in Landsberg erhielt. Da es hier aber nicht gewiss war, ob der Pachtvertrag wirklich nach 10 Jahren ablief, bekam sie nur die Hälfte des erwarteten Erlöses. Mein Vater hatte sich übernommen, im nächsten Jahrzehnt hatten wir immer nur Geldnot und gereizte Stimmung.

Aber auch dieser Grützeberg ging vorbei. Aufgrund meiner Französischprobleme, besonders mit dem Subjonctif II, ging ich von der Oberschule ab. Trotzdem kam ich in späteren Jahren in Frankreich mit meinen in der Schule erworbenen Kenntnissen ganz gut zurecht, ich vermied dann aber eben den Subjonctiv II, um ehrlich zu sein, er war mich auch egal, man verstand mich auch ohne ihn und den dazugehörenden unregelmäßigen Verben.

5.4 Wie ging es weiter

Ich besuchte 1957 ein Jahr die Höhere Handelsschule in Celle und fand hier meine Freundin Ilse, mit der ich seit 1962 verheiratet bin. Ich löste mich innerlich immer mehr von meiner Familie und schloss mich emotional mehr der Familie meiner späteren Ehefrau an.

Weiter ging es mit Abitur an der Wirtschaftsoberschule in Hannover. In Göttingen studierte ich nach meiner Dienstzeit bei der Bundeswehr, der sinnlosesten Zeit meines Lebens, Wirtschaftswissenschaften und schloss als Diplomhandelslehrer mit den Schwerpunkten Bank und Steuer das Studium ab. Im Rahmen des Nebenfachs „Wirtschaftsgeografie“ wurde ich bei Professor Klöpper wissenschaftliche Hilfskraft, in den Semesterferien arbeitete ich im Finanzamt in Northeim. Meine Frau, die ich 1962 heiraten „musste“ (Bei der Bundeswehr gab es ca. 4 DM Trennungsentschädigung pro Tag, wenn man verheiratet war, außerdem konnte man andernfalls keine Wohnung mieten, der Vermieter wäre wegen Kuppelei bestraft worden), arbeitete bei Graf Hardenberg in Nörten-Hardenberg als Sekretärin und später als Buchhalterin, wir wohnten dort in einer „Deputat“-Wohnung über dem Pferdestall sehr preiswert.

In Kassel besuchte ich das Studienseminar und wurde dann Berufsschullehrer an der Martin-Luther-King-Schule, die damals aber noch „Kaufmännische Berufsschule II“ hieß. Bald wurde ich u. a. wegen der auf der Handelsschule erworbenen Kenntnisse in Maschineschreiben, Kurzschrift und Bürowirtschaft Fachleiter für Fachlehrer. Ich schrieb das erste Schulbuch in Deutschland für Textverarbeitung mit dem PC. Nach einem Zusatzstudium während der Berufsausübung in Marburg in Informatik unterrichtete ich dann im Wesentlichen „EDV“. Ich engagierte mich stark in der Lehrerweiterbildung, wurde Fachleiter im Studienseminar und schließlich hier stellvertretender Leiter.

1972 war ich in die SPD eingetreten, wurde bald Ortsvereinsvorsitzender und dann 21 Jahre lang Ortsvorsteher in Kassel-Forstfeld. Ich war nach meinem Hauskauf 1972 in den Deutschen Siedlerbund eingetreten und schon bald auch Vorsitzender der Siedlergemeinschaft Forstfeld, später übernahm meine Frau diese Funktion. Sie wurde für ihren Einsatz für die Gemeinschaft mit dem Ehrenbrief des Landes Hessen geehrt.

Nach meiner Pensionierung gründete ich einen Verlag und eine kleine Druckerei, in der ich unsere Ortsteilzeitung produzierte, im Verlag veröffentlichte ich Broschüren und Bücher über unseren Ortsteil und solche, die von Bürgerinnen und Bürgern meines Ortsteils geschrieben worden waren. Alle vierzehn Tage hatte ich eine Sendung im Freien Radio Kassel über Entwicklungen in unserem Ortsteil. Niemand aus dem Ortsteil konnte sagen, er wäre nicht informiert gewesen. Aus Spaß an der Musik der 50er Jahre produzierte ich wöchentlich eine Sendung „60+-“ mit der Musik von damals. Inzwischen läuft diese Sendung schon über 10 Jahre. Ich wurde mit dem Ehrenbrief des Landes Hessen geehrt, erhielt nach meinem Ausscheiden aus der aktiven Politik 2006 den Ehrentitel „Stadtältester“ und erhielt im gleichen Jahr das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Die Erinnerungen an meine schöne Jugend in Landsberg waren für mich immer Lichtblicke in einer sonst später oft so grauen Jugend – Elvis Presley und überhaupt Jazz und Rock’n Roll war da natürlich eine Ausnahme. Oft waren wir später mit unseren Kindern im Wohnwagen in der Nähe von Landsberg und besuchten die kleine Stadt immer wieder gern, das schöne Wehr, die barocke Stadtkirche mit dem Totenkopf und den Knochen als Reliquie (die heute mit einem Tuch verhangen ist), die Malthäserkirche mit den schönen Bildern, die Stadtmauer mit der Schwedenkugel, den Jungfernsprung, die Wege entlang des Lechs, den Mutterturm, den Vorder- und den Hinteranger mit den bekannten Geschäften, den Marienplatz mit dem Stadttor und natürlich den Friedhof und das Häuschen in der Pfettenstraße, zunächst noch bewohnt, dann leer stehend und später immer mehr verfallend, bis es abgeräumt worden war. Heute erkennt man hier bei Google Earth nur noch eine dunkelgrüne Fläche.

Alles ist vergänglich...

Nachwort

Diese Schilderungen sollten keine wissenschaftliche Arbeit sein, ich habe mich bewusst zwei Jahre nicht mit dem wissenschaftlichen Hintergrund der Geschehnisse in Landsberg, vor und nach Kriegsende, befasst. Es fiel mir nach meinen ersten genaueren Information vor zwei Jahren sehr schwer, mich weiter mit den Geschehnissen, besonders den Hinrichtungen, zu befassen. Ich wollte immer einmal wissen, warum Menschen in Landsberg überhaupt hingerichtet worden waren. Bis zu den Zeiten des Internets war es schwierig, aus der Ferne darüber Informationen zu erhalten, ohne Bibliotheken aufsuchen zu müssen, dazu fehlte mir die Zeit. Es gab einmal einen Artikel in der Frankfurter Rundschau, seitdem wusste ich, dass es sich im Wesentlichen um Verantwortliche des Holocaust handelte. In meiner Kindheit waren es immer nur die Opfer der Siegerjustiz, wie man es eben so hörte. Diese Menschen hätten alle nur ihre Befehle ausgeführt, so sagte man in Landsberg.

Nachdem ich mich jetzt bemüht habe, meine Kindheitserinnerungen so niederzuschreiben, wie ich die Vorgänge als Kind wahrgenommen habe, befasse ich mich wieder direkt mit den Hintergründen. Das kann ich jetzt, nachdem ich alles niedergeschrieben habe, sehr gut. Insofern kann ich im Nachhinein sagen, dass ich diese Broschüre nicht nur für meine Enkelin geschrieben habe, sondern vor allem auch für mich.

Hinweise und Internetlinks

Nach diesen Ausführungen sollte man unbedingt die umfassenden historischen Forschungen der Bürgervereinigung Landsberg im Internet ansehen, sie haben die Landsberger Geschichte in der Zeit des Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit wissenschaftlich aufbereitet und multimedial dargestellt:

http://www.buergervereinigung-landsberg.de/

Viele interessante Hinweise zu den in dieser Broschüre enthaltenen Kindheitserinnerungen erhalten Sie auch bei Wikipedia u. a. unter diesen Stichworten (in alphabetischer Reihenfolge):

Deutsche Arbeitsfront

Entnazifizierung

Justizvollzugsanstalt Aichach

Justizvollzugsanstalt Kaisheim

Justizvollzugsanstalt Landsberg (mit vielen entscheidenden Querverweisen)

Landsberg

SS

Sturmabteilung

Waffen SS

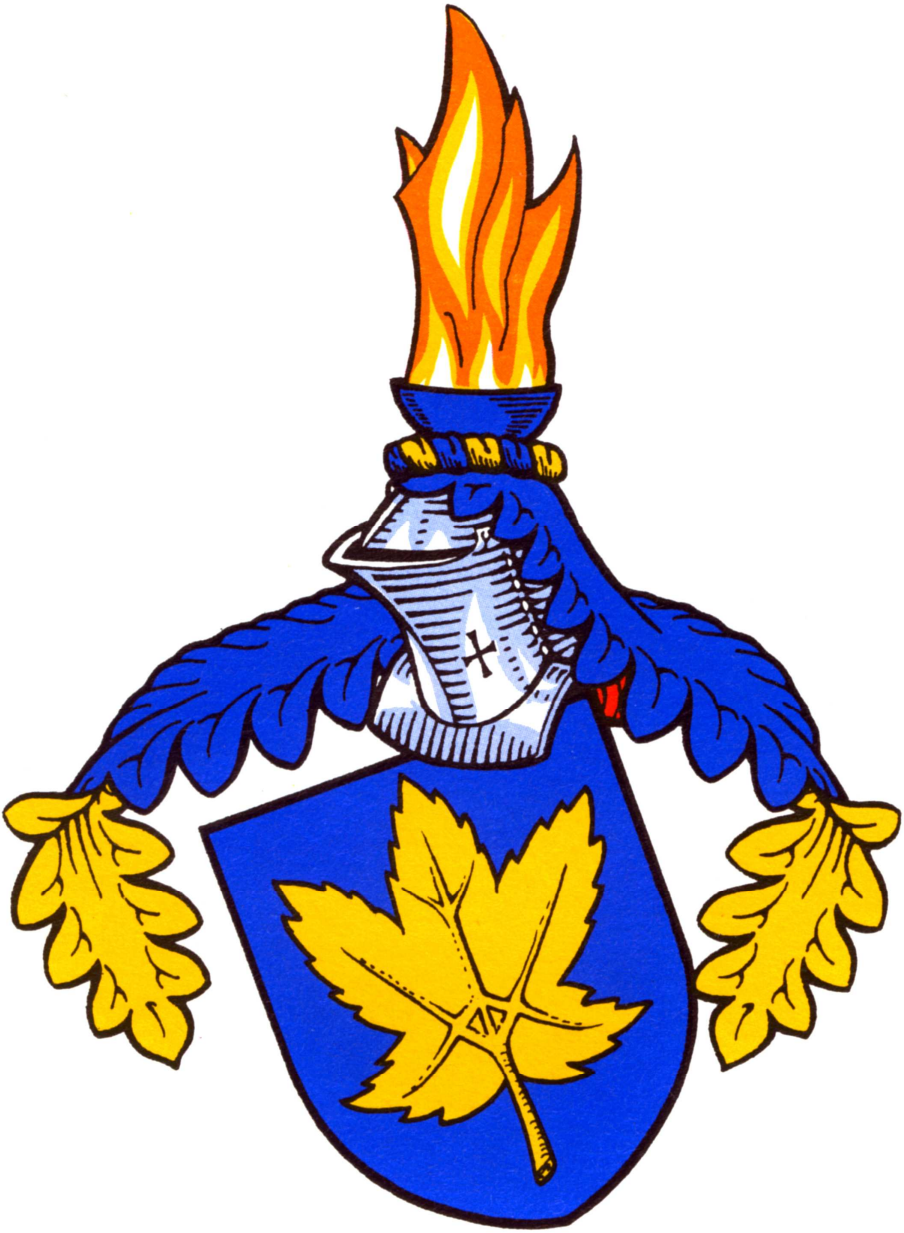
Wenden

Das nebenstehende „Familienwappen“ entwarf mein Vater während seines Lageraufenthaltes 1946, er schrieb dazu:

„Das Schild zeigt auf blau das goldene Blatt des schlesischen Bergahorn/der Urlen. Sein Geäder bilden die Runen der Marke des Hauses in blau: die Lebensrune ᛉ den Treuepfeil ↓ und die „ing-Rune“ als Zeichen der innigsten Verbundenheit zweier Menschen wie der Verbundenheit der Sippe: ᛝ

Der Helm in Eisen mit blau-goldner Decke ist wie Form u. Zeichen des Schildes unveränderlich

Die Helmzier/ Flammenschale auf blau-goldnem Wulst / ist Persönlichkeitszeichen.“



Der Autor, Falk-Dieter Urlen, geboren am 09. Mai 1940 in Landsberg am Lech, schildert in dieser Broschüre für seine jetzt fast 10-jährige Enkelin Paula Passoth seine ersten 10 Lebensjahre.

Für sie wollte er die Wurzeln seiner Familie herausfinden und beschreiben, aber auch, warum er nicht Jaursch sondern Urlen heißt.

Es gibt aus den 40-er Jahren des vorigen Jahrhunderts unendlich viel zu berichten: über Kriege, den Nationalsozialismus und die spätere Entnazifizierung, KZ-Häftlinge, Todesangst, Besatzer, des Vaters Waffen-SS-und Internierungszeit, Überlebensstrategien in der Nachkriegszeit, Hunger und Kälte.

Denkt er an die Opfer des Holocaust, die Bombenopfer, die Leiden der Vertriebenen, so ist er dankbar für seine wohlbehütete Kindheit in Landsberg.

URLEN-VERLAG